Armand.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/diemulattin01arma

Die Mulattin.

Von

Armand.

Berlin 1897.

Schriftenvertriebsanstalt.

PER
Tantz
#1574

Erstes Kapitel.

In der schönen Hauptstadt Virginiens, in Richmond, einer der ältesten Städte Nord-Amerikas, hatte sich nach einem heißen Sommertage mit einbrechender Nacht ein kühlender frischer Luftzug erhoben und lockte alt und jung, groß und klein aus ihren sonnendurchglühten Häusern hervor in die Straßen und auf die herrlichen öffentlichen Promenaden. Wohl in keinem Orte der Vereinigten Staaten ist im Sommer die Hitze drückender und unerträglicher, als in dieser Stadt, und wohl nirgends wird dann ein aufspringender, erfrischender Wind freudiger bewillkommnet, als hier.

Es war eine reizende tropische Nacht: der dunkle Himmel hatte seinen prächtigen Schmuck angelegt, die Sterne blitzten und funkelten mit ungewöhnlichem Glanze, und im Süden schoß, wie in langsamen Athemzügen, von Minute zu Minute ein feuriges Roth am Horizont auf und wurde ebenso schnell, wie es aufblitzte, wieder von der Dunkelheit verschlungen. Die Luft kühlte sich, die Schwüle des Tages wich vor dem leichten, von dem Ozean herziehenden, erquickenden Wind mehr und mehr, und in demselben Maße athmeten die Spaziergänger freier und tiefer. Dabei ruhte eine Totenstille auf der Stadt, denn alles gab sich schweigend dem Genusse hin, welchen die zunehmende Kühlung den Menschen gewährte, und nur die süßen, melancholischen Lieder der nächtlichen befiederten

Sänger, des Spottvogels und des Cardinals, ertönten in den vielen reizenden Gärten, welche die Häuser der Stadt umgeben, aus dem dunkeln, üppigen Laub der Magnolien, Orangen- und Granatbäume. Tief unten an dem Fuße der hohen, steilen Bergwand, an welcher sich Richmond von der Höhe hinab bis an die Ufer des gewaltigen Jamesstromes ausbreitet, brausten Wasserfälle und mehrten durch ihr eintöniges, ununterbrochenes Rauschen den Eindruck der Ruhe, die auf Berg und Thal lag. Wie fliegende Diamanten zogen Milliarden von Leuchtkäfern durch das nächtliche Dunkel, und aus dem Gesträuche der Gärten und den dichtbelaubten Kronen der Bäume leuchteten die Glühwürmer wie brennende Früchte hervor.

Alle Straßen, besonders aber die höher gelegenen, hatten sich belebt, Lustwandelnde aus allen Ständen füllten die breiten Fußsteige, und auf dem großen Platze, der das Capitolium umgab, dem höchsten Punkte der Stadt, wogte die feinere Welt in rauschender Toilette auf und nieder. Hier war es, wo die Luftströmung sich am freiesten und kräftigsten entfalten konnte, und wo die Reichen und Vornehmen der Stadt, deren Wohnungen meist auf der Höhe des Berges lagen, durch vieljährigen Gebrauch ein Vorrecht errungen hatten, ihre Abendspaziergänge zu halten. Frei war allerdings der Platz für jedermann, doch überließen ihn die geringeren Klassen der Gesellschaft den Patriziern gern, da sie sich unter ihnen nicht heimisch fühlten. Heute Abend war die Zahl der Wandelnden ungewöhnlich groß. Die übliche, vollständig weißleinene Tracht der Männer ließ diese schon auf weite Entfernung erkennen, während die Umrisse der größtentheils in schwarze Seide gekleideten Damen mit der Dunkelheit verschwammen und deren Annähern dem Auge erst durch das schneeige Weiß eines zarten Nackens, eines rei-

zenden vollen Armes, oder blitzender Diamanten, in denen sich die Sterne spiegelten, angedeutet wurde.

Seitwärts von dem Platze, wo hohe, hellerleuchtete Bogenfenster und ein weitgeöffneter, ebenso heller Eingang eine Kirche bezeichneten, rief jetzt das Glöckchen zum Gottesdienst, und in dem Eingange wurden die dunkeln Gestalten der eintretenden Andächtigen sichtbar. Auf der andern Seite des Platzes strömte ein ebenso helles Licht aus einer langen Fensterreihe und aus einer offenen Thür hervor, und beim Nähertreten verriethen die unzähligen, mit goldenen Etiquetten verzierten, großen und kleinen Gläser und Büchsen, daß sich hier eine Apotheke befinde. Gerade der weiten, offnen Thür gegenüber stand in derselben ein sehr langer Tisch von blendend weißem Marmor, auf dessen spiegelglatter Fläche sich mehrere silberne, zwei Fuß hohe Röhren erhoben, deren Spitzen in graziösem Bogen nach vorn heruntergeneigt waren. Ein Krahn an jeder dieser Röhren ließ, wenn er geöffnet wurde, Sodawasser mit solcher Gewalt hervorströmen, daß es, in einem Glase aufgefangen, wie Champagnerschaum brauste und die berstenden Bläschen die Flüssigkeit über den Rand spritzten. Der Behälter, der dies Wasser lieferte, lag im Keller in einem Eisbehälter, so daß das Getränk kaum noch einige Grad Wärme enthielt. Hierher strömten nun ununterbrochen die Lustwandelnden, wählten aus einem Dutzend verschiedener Fruchtsyrupe, die in geschliffenen Krystallflaschen auf dem Tische standen, den ihrem Geschmack zusagenden, und erhielten denselben durch die an dem Tische aufwartenden jungen Männer mit dem brausenden Sodawasser in einem großen Glase gemischt. Freilich gewährte er die Erfrischung nur für kurze Zeit, und die Natur rächte sich für diesen Eingriff in ihre Anordnungen durch gewaltsames Hervortreiben schwerer

Schweißtropfen. Die augenblickliche Erquickung aber ließ den nach Kühlung Lechzenden diese belästigende Folge vergessen, und die Zahl derer, die sich zu dem Tisch drängten, verminderte sich keinen Augenblick. Sie gingen und kamen wieder, der Strom der Spaziergänger schien an diesen Quellen zu entspringen und zu ihnen zurückzufließen.

Seitwärts und etwas entfernt von diesem Tische saßen mit dem Eigenthümer der Apotheke drei junge Männer in lebhafter Unterhaltung; sie schienen hier ihren Sitz genommen zu haben, um die, von dem blendend hellen Gaslicht beleuchteten Eintretenden beobachten zu können. Diese gehörten in großer Mehrzahl dem schönen Geschlechte an, und mit vollem Rechte hatte es hier diese Bezeichnung zu beanspruchen. Unter der anerkannt hohen weiblichen Schönheit, welche die verschiedenen Staaten Amerikas zu besitzen sich rühmen können, nehmen die Töchter Virginiens eine der ersten Stellen ein. Wir reden hier nur von denen, deren Hautfärbung keine Spur afrikanischen Blutes zeigt, obgleich Virginien auch von diesen das Schönste hervorbringt, was die Erde besitzt. Da aber die Gesetze des Staates dieser gemischten Menschenrasse den Zutritt in die Gesellschaft der Weißen untersagen, so fehlten unter den graziösen Gestalten an dem Tische die dunkeln Schönheiten der Stadt. Doch reizende, seltene Schönheiten waren es in der That, die hier aus dem Dunkel der Nacht plötzlich in das helle Licht der Gasflammen traten. Ueberraschend und feenhaft war der Anblick so vieler fortwährend wechselnder Schönheit, und vergebens hatten die drei jungen Männer schon geraume Zeit sich bemüht, zu entscheiden, welcher der Preis gebühre. Es zog aber plötzlich wie ein Schatten über dies prächtige Bild vor dem Marmortisch, denn eine weibliche Gestalt trat jetzt in

das Licht herein, deren Erscheinen alle jene Schönheiten verdunkelte.

Ihre Haut zeigte nicht jenes durchsichtige, bleiche Weiß, wie die ihrer schönen Nebenbuhlerinnen an dem Marmortisch, sie war mit einem Hauch von Gelb gemischt, was ihr einen wunderbar zarten Ton gab. Das gelbe Gewand von leichtem Wollenstoff ließ aus den weit nach oben aufgeschlitzten und lang herabhängenden Aermeln ihren schönen Arm sehen und wich weit genug von ihren Schultern herab, um den zarten Nacken nicht zu verhüllen. Dabei lag eine unnennbare Lieblichkeit und anspruchslose Anmuth, mit der edelsten Grazie gepaart, in ihrer ganzen Erscheinung.

Sie schien kaum siebzehn Sommer zu zählen, doch ihre elastischen Formen, ihr leichter, schwebender Gang und etwas bestimmt Ausgeprägtes in ihrer ganzen Haltung zeigte deutlich, daß der Uebergang vom Kind zur Jungfrau vollständig von ihr überwunden war. Sie trat mit einer Art von Schüchternheit in das helle Licht und, nicht einen Blick auf ihre schönen Schwestern werfend, an dem Marmortische vorüber nach der entgegengesetzten Seite des großen Raumes, wo die Medikamente durch einen Apothekergehülfen verabreicht wurden. Mit gesenktem Blick war sie bei den jungen Männern vorübergeschritten, hatte im Gehen ein Papier aus dem Gewande hervorgezogen und reichte es nun dem Gehülfen mit den Worten hin: „Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, dies gleich anzufertigen!“

Die drei jungen Männer hatten sich unwillkürlich aus ihrem nachlässigen Sitz aufgerichtet und sahen, wie festgebannt, auf die Jungfrau. Augenscheinlich fühlte diese das lebhafte Interesse, welches sie bei allen Anwesenden für sich hervorzauberte, sie stützte ihre kleine linke Hand auf den

Tisch, an dem sie stand, neigte sich, wie verlegen, nach vorn und sah flüchtig nach dem Eingang zurück, wo eine alte Negerin von der Straße her um den Thürpfeiler nach ihr schaute und auf ihre Rückkehr zu warten schien. Nur wenige Minuten waren erforderlich, um das Rezept anzufertigen, die Fremde empfing die kleine Schachtel mit Pulver, legte das Geld dafür auf den Tisch und verließ mit einem halbunterdrückten „Guten Abend" den Saal, indem sie den leichten Florshawl über ihren Nacken zog.

„Wer war diese Dame?" fragte Lincoln, der eine der drei jungen Männer, den Apotheker mit einem heftigen Ausbruch seines lang verhaltenen Athems und faßte denselben stürmisch bei der Schulter.

„Ei, ei, Herr Lincoln, so sehr bewegt? Es ist mir leid, Ihrer Wißbegierde den Weg nicht zeigen zu können, ich habe die junge Dame niemals früher gesehen!" erwiderte der Apotheker lächelnd.

„Sie war sehr schön!" sagte Franval, der zweite der jungen Männer, halb vor sich hin und blickte, wie in Gedanken versunken, vor sich nieder.

„In der That, ein reizender Engel! — was für Augen — welche Figur — und dann der Mund — was gäbst du für einen Kuß von ihr, Lincoln?" rief Fehrmann, der dritte der jungen Männer, indem er hell auflachte. Doch dieser nahm seinen Hut und rannte mit den Worten: „Laßt uns ihr folgen!" zur Thür hinaus.

Seine beiden Gefährten waren ihm nachgeeilt, und alle drei hatten einige Hundert flüchtige Schritte über den Platz hingethan, als sie stehen blieben und sich umschauten, denn nirgends war eine Spur von der schönen Jungfrau zu sehen.

„Sie ist fort!" rief Lincoln, in seiner Hoffnung getäuscht. „Franval, spring du rasch dorthin um den Platz und folge ihr, wenn du sie einholst, bis zu ihrem Hause;

du, Fehrmann, suche sie auf dem Platze selbst, vielleicht ist sie quer hinübergegangen, und ich will ihr hier hinaus folgen. Vor der Kirche drüben kommen wir wieder zusammen!"

Mit diesen Worten rannte er fliegenden Laufes davon und war bald in der Dunkelheit verschwunden, während seine Gefährten sich trennten und gleichfalls die Suche antraten. Nach Verlauf einer halben Stunde trafen Franval und Fehrmann verabredetermaßen vor der Kirche zusammen, doch Lincoln fehlte noch.

Franval war ein Deutscher, der vor wenigen Jahren in New-York ein bedeutendes überseeisches Geschäft gegründet hatte und sich augenblicklich hier befand, um zwei Schiffe nach Europa zu beladen. Fehrmann, gleichfalls ein Deutscher und ein Bild der Sorglosigkeit und ungestörten Heiterkeit, war ein kleiner, blonder, junger Mann von frischem, gesundem Aussehen und großer Beweglichkeit. Er war aus ähnlichem Grunde, wie Franval, von New-Orleans hierher gekommen, um Güter für ein französisches Haus zu kaufen und von hier aus zu verschiffen.

Lincoln dagegen war Amerikaner, und sein Beruf der eines Advokaten. Er hatte in Philadelphia studiert, hatte dort einige Zeit bei einem berühmten Advokaten gearbeitet und war nun kürzlich hierher gekommen, um selbständig seine geschäftliche Laufbahn zu beginnen. Ein Mensch von ungewöhnlichen Talenten, hatte er während seines kurzen Aufenthaltes hier schon einige Male in wichtigen Rechtsfällen öffentlich gesprochen und durch seine Rednergabe sowohl, als auch durch seine klaren, scharf bezeichneten richtigen Ansichten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Die Hände tief in seine Rocktaschen vergraben und mit gesenktem Kopf kam er jetzt gedankenvoll an dem Platze

heraufgeschritten und trat mit den Worten zu seinen beiden Freunden: „Sie ist richtig fort, habt ihr nichts von ihr gesehen?“

„Wenn ich sie aufgefunden hätte, so würde ich es dir nicht verrathen, Freund Lincoln,“ entgegnete Fehrmann lachend, „doch bin ich den drei schönen Quadronenschwestern begegnet, den Putzmacherinnen unterm Berge, sie benutzten die Dunkelheit, um sich zwischen den Patriziern der Stadt auf dem Platze zu ergehen und für weiße Ladies zu passieren. Es sind wirklich schöne und interessante Mädchen, und singen können sie wie die Nachtigallen. Die armen Dinger! Heirathen läßt sie das Gesetz nicht, obgleich sie frei sind, und doch tragen sie ein liebeglühendes Herz im Busen. Farbige Männer, ihre Blutsverwandten, verachten sie, und von den Weißen werden sie verachtet. Wir Ausländer sind noch am besten mit ihnen daran, sie wissen, daß wir weniger Vorurtheil gegen ihre dunkle Haut hegen und finden eine Art von Trost in einer vertraulichen Unterhaltung mit uns!“

„Ich möchte dir wohl rathen, mit diesen reizenden Sirenen etwas vorsichtiger zu sein, du bist häufig noch zu später Stunde dort, wenn die Straßen leer sind, und man hält dich für einen reichen Ausländer, der, weniger klug als die Amerikaner, immer die Taschen voll Geld hat. Schon mancher Fremde ist hier bei solchen Abenteuern spurlos verschwunden,“ bemerkte Franval.

„Auch kann man diesen Farbigen selbst selten trauen, das Negerblut, das in ihren Adern fließt, macht sie hinterlistig und blutdürstig, und wir Amerikaner haben nicht ganz ohne Grund ein solches unbeugsames Vorurtheil gegen sie,“ fiel Lincoln ein.

„Du republikanischer Sklavereimann — ihr Amerikaner saugt die Verachtung gegen die schwarzen Menschenrassen

mit der Muttermilch ein. Komm mit zu meinen drei dunkeln Engeln und laß mich sehen, ob du gleichgültig gegen ihre Reize bleibst und ob du ihnen gegenüber noch behaupten kannst, daß sie den Thieren näher ständen, als die zerbrechlichen, geistlosen weißen Damen!"

Seine beiden Kameraden hatten nichts dagegen einzuwenden, und so schlugen sie die nächste Straße ein, die an dem Berg hinabführte, denn das Ziel ihrer Wanderung lag in der Nähe des Flusses.

„Ich stieß vor einigen Abenden in dem kleinen Garten der drei Quadronen mit einem Mulatten zusammen," fuhr Fehrmann im Gehen fort. „Ich glaube, der Bursche ist eifersüchtig und möchte gern eine der Schwestern zur Frau haben. Es ist derselbe Mulatte, der unten am Flusse das Badehaus und die Barbier- und Frisierstube hält, ein wohlhabender und freier Farbiger. Seline, die älteste der Schwestern, wies ihn sehr kurz zurecht und deutete ihm an, daß er gar nichts hier zu suchen habe. Als er aber demohngeachtet blieb und mit seiner Moralpredigt fortfuhr, zeigte ich ihm den Weg und zwar, da er nicht gutwillig ging, mit einigen Stockhieben. Dabei geberdete er sich ganz wie verrückt und schwur mir blutige Rache."

„Du solltest auf deiner Hut sein," fiel ihm Lincoln in die Rede, „diese Bestien vergessen einen solchen Scherz mit dem Stocke nicht so leicht, wie du wohl denken magst. Sieh dich vor, damit dir kein Leids geschieht!"

„Larifari — die Hunde, welche bellen, beißen nicht," antwortete Fehrmann, und nachdem sie einige Zeit schweigend in den hier noch nicht gepflasterten, staubigen Straßen hingewandert waren, rief er, indem er um eine Ecke bog, seinen ihm folgenden Gefährten zu: „Wie finster ist es hier unten in der Stadt, man kann wahrhaftig kaum von Haus zu Haus sehen. Bald wäre ich irre gegangen,

nun sind wir aber gleich da, dort, das einzelne Haus ist es!"

Hierbei zeigte er auf ein kleines, hölzernes Wohngebäude, zu dessen beiden Seiten sich ein mit Stacketen eingefaßter Garten ausdehnte. Die drei Freunde schritten jetzt in dem hohen Staube lautlos dem Hause näher, als plötzlich vor demselben eine männliche Stimme laut ausrief: „Herr Fehrmann, Herr Fehrmann!"

„Was Teufel, was ist das? Da bin ich doch wirklich neugierig," sagte Fehrmann leise, und alle dreie schritten nun eiliger vorwärts, da öffnete sich die Thür des Hauses' eine Mannesgestalt erschien in dem hellen, daraus hervorströmenden Lichte, und man gewahrte in diesem zugleich einen Reiter zu Pferde, der dicht vor dem Hause hielt.

In demselben Augenblicke blitzte es bei dem Kopfe des Pferdes, der Donner eines abgefeuerten Gewehres krachte durch die Stille der Nacht, und ein lautes Angstgeschrei schallte aus der Thür hervor. Zugleich aber dröhnten die Hufschläge eines davonjagendes Rosses die Straße hinunter und verhallten in der Ferne.

Mit wenigen Sprüngen hatten die drei Freunde das Haus erreicht und fanden in dem Flur die blutige Leiche eines jungen Mannes hingestreckt, über welche sich die drei Quadronenschwestern mit Lichtern in der Hand jammernd und wehklagend hinbeugten.

Der Erschossene war der Geliebte der Jüngsten der drei Schwestern und hatte mit ihr hinter der geschlossenen Thür gestanden, als der Name Fehrmanns in der Straße gerufen wurde. Er hatte die Thür geöffnet und war kaum in dieselbe eingetreten, da streckte ihn ein Flintenschuß mit Bockschroten nieder. Sein Gesicht war so von der Ladung zerfetzt, daß nichts mehr

daran zu erkennen war, und sein blondes Haupthaar triefte von Blut.

„Das hat der Mulatte, der Barbier gethan!“ schrie Fehrmann in höchster Wuth den Leuten zu, die von allen Seiten herangeeilt kamen und theilte dann den Anwesenden den Streit mit, den er mit dem Genannten gehabt hatte.

Auch ein Konstabel hatte sich eingefunden, sammelte die anwesenden Männer um sich und eilte mit ihnen sofort nach der Wohnung des bezeichneten Mulatten. Die Thür war verschlossen, und eine geraume Zeit blieb das Klopfen an derselben ohne Antwort. Endlich erschien eine Negerin an dem Fenster und fragte nach der Ursache des späten Besuchs, indem sie zugleich erklärte, ihr Herr, der Mulatte George Stacy, befinde sich in seinem Bette. Die Thür wurde auf stürmisches Verlangen geöffnet, man drang in das Haus, zu dem Bette des Mulatten, und hier lag derselbe, sich die Augen reibend, wie ein soeben aus dem Schlaf Erwachter. Der Konstabel begab sich nun schnell in den Stall zu dem Pferde und fand dasselbe noch außer Athem und seine Flanken in Bewegung, das Haar, wo der Sattel gelegen hatte, war feucht und der Sattel selbst noch warm. Alle Bemühungen, das Gewehr zu finden, blieben erfolglos. Trotz Leugnen, Betheuerungen und Schwören des Mulatten wurde er gebunden und nach dem Gefängniß abgeführt.

„Dein gutes Glück hat dich gerettet, Fehrmann,“ sagte Lincoln zu diesem, als er mit seinen Freunden das Haus der drei Quadronen verließ und den Weg nach dem Gasthaus antrat, „meine Ahnung war nur zu begründet. Der Mulatte ist der Meinung, er habe dich erschossen. Da hast du wieder einen Charakterzug der Farbigen. Sonderbar, daß die schwarze Rasse durch das Mischen mit

weißem Blute schlechter wird, denn der wirkliche Neger hat die Eigenschaften des Raubthieres nicht."

„Es spricht mehr gegen uns Weiße, als gegen die Farbigen, wenn die Mischlinge die guten Eigenschaften des Negers verlieren und die schlechten der Weißen annehmen," bemerkte Franval.

„Es mag wohl in der Zunahme der geistigen Fähigkeiten seinen Grund haben und darin, daß sie das weiße Blut nun schon in sich erkennen, ohne von den Weißen als Gleichberechtigte anerkannt zu werden," erwiderte Lincoln, „übrigens ist der Fall interessant und wird mir eine neue Gelegenheit geben, mich in dem Gerichtshaus hören zu lassen."

Die Freunde hatten den Platz bei dem Kapitolium erreicht, fanden ihn jetzt verödet und eilten nach dem nahegelegenen Powhattanhause, dem Gasthause des Herrn Duwall, wo sie zusammen wohnten. Die Nachricht von dem verübten Mord, welche die drei Freunde überbrachten, erzeugte die größte Entrüstung, und man sprach sich laut darüber aus, daß man zu viel Nachsicht mit dem farbigen Volke habe und daß man abschreckende Beispiele an ihm ausüben müsse.

Zweites Kapitel.

Während nun in dem Powhattanhause diese Unterhaltung mit großer Leidenschaftlichkeit gepflogen wird, führen wir den Leser hinweg nach einem entfernt, am Ende der Stadt in einem saubern, schönen Gärtchen gelegenen kleinen Hause, der Wohnung eines Geistlichen, und zwar dort in ein Krankenzimmer.

Auf dem Bett an der hintern Wand lag ein kranker Mann mit grauem Haar, eingefallenen gelben Wangen und tiefliegenden, geschlossenen Augen. Seine linke Hand ruhte auf seiner mühsam sich bewegenden Brust, und seine rechte hing über den Rand des Bettes herab. Vor demselben saß das schöne Mädchen, welches vor wenigen Stunden in der Apotheke die Schachtel mit Pulver holte.

Sie hielt ihre Hände gefaltet in ihrem Schoß und blickte gesenkten Hauptes vor sich nieder, während sich ihren schönen Lippen oft ein sorgenvoll schwerer Athem entrang. Von Zeit zu Zeit blickte sie auf den Kranken, dessen Schlaf sie zu trösten schien, denn sie preßte dann jedesmal ihre kleinen Hände fester zusammen und hob ihre dunkeln Augen, wie im Dankgebet, nach oben.

Jetzt öffnete sich die Thür, eine Negerfrau trat lautlosen, vorsichtigen Schrittes in das Zimmer und sah mit bangem, fragenden Blick nach dem Krankenbett. Das

Mädchen bat sie durch eine Bewegung mit der Hand, ihr den Fächer zu reichen, der auf dem Tische lag, welcher Bitte die Negerin Folge leistete. Dann verließ sie ebenso lautlos das Zimmer, wie sie eingetreten war. Das Mädchen bewegte nun den Fächer leise über dem Antlitz des Schlafenden hin und her und schien dessen Athemzüge zu zählen. Die Glocke auf dem nahen Kirchthurm hatte schon mehrere Male die abgelaufene Stunde angezeigt und schlug drei Uhr, als der Kranke erwachte, das Mädchen den Fächer zurückzog und sich zu dem Erwachten hinneigte, um ihm ihre Gegenwart anzudeuten, für den Fall er Verlangen nach irgend etwas trage.

Der Kranke, welcher der Pfarrer Nelson war, sah das Mädchen einige Augenblicke an, als besinne er sich, wo er sei, dann aber nahm er dessen Hand in die seinige und sagte mit schwacher Stimme: „Gute Rosiana, du bist noch auf? Der Schlaf hat mir wohl gethan, ich fühle mich besser."

„Soll ich dir das Pulver noch einmal geben, Herr? Du hast so sanft darauf geschlafen, ich glaube, es würde dir gut thun!"

„Wenn du meinst, Rosiana, so will ich es nehmen, hole mir aber wieder frisches Wasser dazu, es erquickt mich, es ist so sehr warm hier im Zimmer," sagte der Geistliche. Das Mädchen glitt behend aus der Stube nach der Küche, wo die Negerin vor dem Kamin saß, in dem über einem kleinen Kohlenfeuer ein Kessel mit heißem Wasser hing.

„Herr Nelson ist erwacht, Mutter," sagte Rosiana zu der Negerin, „er hat recht gut geschlafen und fühlt sich viel besser. Gott sei Dank!"

„Gottlob!" sagte die schwarze Frau und faltete ihre Hände.

„Er will das Pulver noch einmal nehmen, hast du frisches Wasser hier?“

„Wart, Kind, ich will schnell etwas aus dem Brunnen holen, das dort im Eimer wird schon warm geworden sein.“

Mit diesen Worten eilte die Frau mit dem Eimer hinaus, und Rosiana nahm ein Glas aus dem Schränkchen und stellte es auf ein kleines Theebrett. Bald war die Negerin zurück, füllte eine Karaffe mit frischem Wasser, fügte sie dem Glase bei, und Rosiana eilte damit in das Krankenzimmer zurück.

„Morna hat erst frisches Wasser am Brunnen geholt, Herr, es ist recht kühl,“ sagte sie, zu dem Tisch tretend, füllte das Glas und trug es mit der Pulverschachtel und einem Theelöffel zu dem Kranken. Nachdem dieser das Pulver eingenommen hatte, trank er begierig das Glas aus und sank dann, wie von der Anstrengung übermannt, auf sein Lager zurück, während Rosina ihren Platz vor demselben wieder einnahm und den Fächer abermals in Bewegung setzte.

Das bleiche Licht des nahenden Tages zitterte durch die Fenster, als noch kein Schlaf in des Mädchens Augen gekommen war und sie noch immer sorgsam den Fächer schwang.

Nelson erwachte wieder und fühlte sich von neuem gestärkt.

„Liebe Rosiana, du hättest dich aber zur Ruhe niederlegen sollen. Morna konnte ja statt deiner bei mir bleiben,“ sagte er, mit einem dankbaren Blick nach dem Mädchen aufschauend.

„Sie weiß nicht so gut, wie ich, was dir angenehm ist, Herr, ich bin gar nicht müde,“ entgegnete Rosiana, „wenn ich aber jetzt nichts für dich thun kann, so erlaube, daß ich die Morna hereinsende, ich will einige Augenblicke auf mein Zimmer gehen.“

„Thue das, Rosiana, und ruhe dich aus. Ich fühle mich bedeutend besser," sagte der Geistliche, worauf jene das Zimmer verließ und bald nachher die Negerin bei ihrem Herrn erschien.

Rosiana war hinauf in ein Dachstübchen gegangen, hatte sich durch frisches Wasser erquickt, ihr prächtiges Lockenhaar schnell, aber geschmackvoll geordnet und ihre Toilette erneuert. Dann sank sie vor einem Stuhl auf ihre Kniee nieder, faltete ihre Hände und sandte aus frommem Herzen ihr Morgengebet zum Himmel.

Die Ausstattung des Zimmers war höchst einfach, aber sauber und geschmackvoll geordnet. Auf dem kleinen Arbeitstisch am Fenster lag neben einem Glas mit frischen Blumen ein aufgeschlagenes Buch, und dahinter, an die Wand des Dachfensters angelehnt, stand eine Mandoline. Rosiana faltete die Näharbeit, die auf dem Stuhle vor dem Tische lag, sorgsam zusammen und verwahrte sie in der Kommodenschieblade, wischte mit einem Tuch den Staub von den wenigen Möbeln und kehrte dann, noch einen Blick durch das Zimmer werfend, zu dem kranken Geistlichen zurück.

Morna bereitete schnell das Frühstück und, nachdem sie und Rosiana dasselbe eingenommen hatten, begab sich letztere wieder vor das Bett des Pfarrers und las in einer Zeitschrift, welche diesem regelmäßig von Philadelphia zugesandt wurde. Dabei wachte sie über jede Bewegung, jeden Wink des Kranken, um schnell dessen Wünschen nachzukommen. Doch nur in langen Zwischenräumen beanspruchte er ihre Dienste, denn sein Fieber hatte ihn verlassen, und in ruhigem, wohlthuendem Schlafe schien er neue Kräfte zu sammeln.

Gegen zehn Uhr öffnete sich die Thür, und die Schwester des Geistlichen, die hier in Richmond an einen Arzt, den Doctor Hunter, verheirathet war, trat in das Zimmer.

Sie war eine magere Frau von einigen dreißig Jahren mit röthlichem, spärlichen Haar, lebendigen, kleinen Augen und großer Unruhe in allen ihren Bewegungen.

„Nun, Rosiana, hast du nichts Besseres zu thun, als zu lesen. Ich möchte überhaupt wohl wissen, wozu Niggers zu lesen brauchen?“

Mit diesen halblaut gesprochenen Worten schob sie das Mädchen, welches sich schnell erhoben hatte, unsanft zur Seite und trat nahe an das Bette ihres Bruders. Dieser hatte die Augen aufgeschlagen und sah sie kopfschüttelnd mit einem Ausdrucke des Vorwurfs an, sagte aber kein Wort.

„Es geht dir noch schlecht, wie ich sehe, du hast Fieber, und doch willst du nicht, daß dir mein Mann etwas verschreibe. Da bleibst du immer bei deinen eigenen Mitteln und bist selbst Schuld daran, wenn du heftig krank wirst. Eine kleine Gabe Medizin von meinem Manne würde die Krankheit im Entstehen gebrochen haben,“ sagte Frau Hunter mit unterdrückter Heftigkeit, indem sie ihren Hut und Shawl abnahm und auf den Tisch legte und sich dann auf dem Stuhl vor dem Bette niederließ.

„Liebe Schwester, ich befinde mich viel wohler, als gestern, ich habe eine gute Nacht gehabt, und das Fieber hat mich verlassen. Ruhe ist jetzt alles, was mir nöthig ist,“ antwortete der Geistliche und schloß die Augen.

„Das Mädchen da sollte dir etwas Brotwasser und Limonade machen und, statt zu lesen, dir die Fliegen abwehren. Das ist ja entsetzlich, so viel Fliegen im Zimmer zu haben, warum jagt sie denn Rosiana nicht hinaus und schließt die Fenster?“ nahm die Frau wieder das Wort und warf einen stechenden Blick auf das Mädchen.

„Laß doch nur, Schwester, ich bin ja zufrieden, laß mich doch ruhen,“ sagte der Kranke ungeduldig.

„Zufrieden, mit allem zufrieden, wenn du auch noch

so schlecht von diesem Negervolke behandelt wirst. Kann mir denn das gleichgiltig sein? Ich will aber auch gar nichts mehr sagen, ich bekomme bei dir doch nie Recht, da hörst du lieber auf fremde Menschen, als auf deine Schwester!"

„Ich bitte dich um Gottes Willen, sei doch ruhig," fiel ihr der Pfarrer wieder in die Rede und winkte ihr mit der schwachen Hand, indem er abermals die Augen schloß.

Frau Hunter legte, sich mit einer heftigen Bewegung in ihrem Stuhle gerade setzend, ihre Hände in den Schoß, als zwinge sie sich zum Schweigen, spielte aber in fliegender Bewegung mit ihren Fingern und Fußspitzen und schoß giftige Blicke auf Rosiana, die sich neben das offene Fenster gestellt hatte und mit thränenschweren Augen in den Garten hinaussah.

„Wenn ich nur etwas für dich thun könnte, lieber Bruder," sagte nach einer langen Pause die Frau mit weicher, theilnehmender Stimme zu dem Geistlichen, „es macht mich ganz unglücklich, daß ich nicht bei dir bleiben und dich pflegen kann," worauf dieser schweigend und ohne die Augen zu öffnen die Hand zu ihr erhob und die ihrige wie zum Dank drückte. Und Frau Hunter ergriff sie mit beiden Händen, küßte sie und benetzte sie mit einigen Thränen. Dann erhob sie sich schnell mit den Worten:

„Nun muß ich eilen, lieber Bruder, mein Mann wird mich zu Hause erwarten, ich komme aber bald wieder, solltest du etwas von mir wünschen, so lasse es mir sagen. Halte dich nur ruhig und lasse dir deinen Schlaf nicht stören."

„Rosiana," flüsterte der Geistliche, als kaum die Thüre sich hinter der leidenschaftlichen Frau geschlossen hatte,

und winkte dem Mädchen, sich wieder vor sein Bett zu setzen.

Rosiana war die Tochter der Negerin Morna, welche dem Geistlichen aus seines Vaters Nachlassenschaft als Erbtheil zugefallen war. Rosianas Vater mußte ein weißer Mann gewesen sein, wie ihr Aeußeres verrieth, denn sie war eine Mulattin. Die Natur hatte sie aber begünstigt und ihr mehr weißes Blut gegeben, als es gewöhnlich in diesem ersten Mischungsgrade der Fall ist, denn während andere Mulattinnen mehr oder weniger braun gefärbt sind, zeigte ihre schöne, weiße Haut nur einen leichten Anflug von Gelb. Ihre ganze Körperbildung hatte die Stufen zwischen der schwarzen und weißen Menschenrasse übersprungen, und in gleichem Maße, wie sie von dieser körperlich nur das Schöne und Edle erhalten hatte, war auch ihr Geist mit den besten Eigenschaften derselben beschenkt worden.

Der Geistliche war nie verheirathet gewesen und hatte das schöne, weiße Kind seiner Sklavin wie das seinige behandelt und erzogen, freilich nur hinter dem Vorhange seines Privatlebens, denn vor der Welt blieb sie die Farbige, der das Gesetz alle Menschenrechte vorenthielt. Ohne zu bedenken, daß die Bildung, die er ihr gab, mit ihrer Stellung im öffentlichen Leben in Widerspruch stand, daß die zarteren, edleren Gefühle, die er dadurch in ihr weckte und zur herrlichen Blüthe brachte, weder sie, noch andere beglücken und nur dazu beitragen konnten, ihr das ganze Elend und den Fluch fühlbar zu machen, den das Schicksal in diesem Lande über das afrikanische Blut ausgesprochen hatte, gab er sich der Freude hin, die das Gedeihen des reizenden, lieblichen Kindes ihm gewährte, und fand in ihm einen Ersatz für die Entbehrung, die sein Junggesellenleben ihm auferlegte. Mit der größten Sorg-

falt hatte er Rosiana selbst unterrichtet. hatte sie alle weiblichen Arbeiten lernen, ihr durch einen Musiklehrer Unterricht im Gesang und Guitarrespielen geben lassen und hatte jede müßige Stunde zu Hause dazu verwandt, durch seinen Umgang ihre seltenen, herrlichen geistigen Anlagen zur schönsten Entwickelung zu bringen.

Schon jetzt rächte sich das Schicksal an ihm für den Eingriff, den er in dessen Macht sich erlaubt hatte, und nicht ohne inneren Vorwurf konnte er auf die blühende, edle Jungfrau blicken, deren Bildung sie zu so großen Ansprüchen an das gesellschaftliche Leben berechtigte, während die schwarze Mutter unabänderlich der Erniedrigung und der Verachtung der Welt preisgegeben war. Das Traurige, Schwermüthige in Rosianas Wesen, die stille Thräne, die sie vor ihm zu verbergen suchte, der Seufzer, der oftmals ihrer Brust entstieg, wenn sie sich von ihm nicht beobachtet glaubte, alles verrieth ihm deutlich, daß sie das Verhängniß fühle, welches so schwer und so unverdienter Weise auf ihr lastete, und verwandelte alles Gute, welches er geglaubt hatte, ihr zu erzeigen, in ein großes Unrecht.

Auch jetzt hatte die herzlose Behandlung der Frau Hunter gegen Rosiana ihn empfindlich getroffen, umso mehr, als er dieser gerade jetzt so viel liebevolle Pflege und aufopfernde Anhänglichkeit zu danken hatte, und er ließ seine Hand in der ihrigen ruhen, um ihr schweigend seine Anerkennung dafür auszusprechen, um ihr als Trost seine Zuneigung zu erkennen zu geben.

Während hier in der Stille der Segen des Himmels auf eine Farbige herabgefleht wurde, tönten die wildesten Verwünschungen gegen die Neger und ihre Abkömmlinge durch die Straßen Richmonds, und aus der aufgeregten Volksmenge, die sich um das Kapitol gesammelt hatte,

schallten die fürchterlichsten Drohungen gegen sie hervor. Man hatte den Mulatten Stacy zum Verhör dorthin geführt und auch die Leiche des Erschossenen in dem Gerichtssaal aufgestellt. Der Saal war mit Zuschauern so sehr angefüllt, daß es schwer gewesen wäre, auch nur noch einer Person einen Platz darin zu verschaffen.

Schon einige Stunden hatten die Verhandlungen gedauert, der Angeklagte stand vor der Leiche, er schaute mit unerschütterlicher Ruhe, ja mit Gleichgiltigkeit auf dieselbe nieder und leugnete hartnäckig irgendwie in Beziehung zu dem begangenen Morde zu stehen. Auf die Frage, ob er den Erschossenen erkenne, antwortete er, er habe ihn oft bei sich im Hause gesehen und erkenne in der Leiche vor sich den Herrn Fehrmann wieder. Er sei ein guter Kunde von ihm gewesen und habe ihm niemals eine Veranlassung gegeben, ihm etwas Böses zu wünschen. „Könnte er noch reden," sagte er, „so würde er selbst meine Unschuld bezeugen."

In diesem Augenblicke öffnete sich dem Angeklagten gegenüber eine Thür, und Fehrmann trat ihm aus derselben entgegen. Der Mulatte wankte zurück, seine Augen stierten nach dem Totgeglaubten hin, als wollten sie aus ihren Höhlen springen, seine Lippen bebten, seine Glieder zitterten, und mit den Händen ihn wie einen Rachegeist von sich abwehrend sank er auf dem Boden zusammen und wandte sein von Entsetzen verzerrtes Gesicht von ihm ab.

„Zurück, zurück, haltet ihn von mir zurück, ich will bekennen, alles bekennen!" schrie er mit krampfhaft zusammengepreßter Stimme, und der donnernde, betäubende Beifall der Zuhörer ließ die weite Halle erdröhnen, so daß wohl zehn Minuten vergingen, ehe es den Polizisten und den Richtern gelang, die Ruhe wieder herzustellen.

Der Mulatte bekannte jetzt die blutige That und gestand, daß Rache ihn dazu getrieben habe. Lincoln war es, der veranlaßt hatte, daß der Mörder bis zum Augenblick von Fehrmanns Erscheinen in seinem Irrthum, diesen erschossen zu haben, gelassen werde, um ihn dadurch zum Geständniß zu bringen. Auch er befand sich unter den Advokaten, die gegen den Verbrecher vor die Schranken traten, wiederholt wurde er durch stürmischen Beifall der Zuhörer in seiner Rede unterbrochen, und die Hurras, die man ihm nach Beendigung derselben brachte, wollten kein Ende nehmen. Der Mulatte wurde zum Galgen verurtheilt, und Lincoln war der gefeierte Mann des Tages.

Zehn Tage gab das Gesetz dem Verurtheilten noch zu leben, und mit Ungeduld erwartete die weiße Bevölkerung Richmonds den Ablauf dieser Frist, um ihn sterben zu sehen. Aber mit ebenso viel Leidenschaftlichkeit, wie sich der Wunsch nach Vergeltung gegen den Mulatten unter den Weißen kund that, steigerte sich unter den Farbigen das Interesse für den Verurtheilten, und in gleichem Maße steigerte sich mit jedem Tage die Aufregung beider Parteien. Wenngleich die farbige Bevölkerung der Stadt die weiße an Zahl mehr als um das Zehnfache überstieg, so bemerkte man für gewöhnlich dieses Mißverhältniß nicht, weil die Farbigen während des Tages, bei ihren Arbeiten beschäftigt, weniger sichtbar wurden; jetzt aber schienen die Weißen mehr und mehr aus den Straßen zu verschwinden und die Neger und Mulatten sich zu zeigen. In Banden zogen diese lärmend, fluchend und drohend umher, und allenthalben hörte man den Ruf erschallen:

„Hurra für Georg Stacy, er hat einen weißen Mann erschossen!“

Besonders zahlreich zeigten sie sich in der Nähe des Gefängnisses, wo der Mörder verwahrt wurde, und schon am Abend nach seiner Verurtheilung sah man sich genöthigt, die Wache bei dem Gefangenhause zu verstärken. Die Eigenthümer der Sklaven boten zwar alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf, dieselben zu Hause zu halten, aber weder Gewalt noch gute Worte vermochten es durchzusetzen; die sklavische Furcht sowie die blinde Anhänglichkeit an den Herrn verschwand von Tag zu Tag mehr, und das sorglose Sicherheitsgefühl der Weißen machte ernster Besorgniß Platz.

So wie die Farbigen in der Stadt selbst den Befehlen ihrer Herren weniger Folge leisteten, so begannen auch die Sklaven auf dem Lande in der Umgegend sich gegen dieselben aufzulehnen, verließen in großer Zahl ihre Arbeit und begaben sich nach Richmond, wo sie sich ihren farbigen Brüdern zugesellten und mit ihnen tobend die Straßen durchschwärmten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Geist des Aufruhrs unter den Negern durch das Land, und zwar noch weit drohender für deren Herren, da dort das Mißverhältniß ihrer Seelenzahl noch weit größer war.

Virginien, früher der Musterstaat der ganzen Union, hatte diesen seinen Ehrenplatz für schnödes Gold, welches ihm aus dem Handel mit Menschen zufloß, aufgegeben: es züchtete Sklaven für alle Sklavenstaaten Amerikas!

Die reichen, gesegneten Farmen und Plantagen, die durch die ungeheuren Ernten von Getreide, Taback und Baumwolle Virginien mit der halben Welt in Verbindung gebracht und seinen Reichthum begründet hatten, waren zum großen Theil verödet, und man baute dafür nur soviel Mais, als man bedurfte, um die nöthigen Schweine für den Unterhalt der Sklaven zu füttern und diese selbst

mit Brotstoff zu versorgen. Es wurde nicht mehr gearbeitet, denn aus der Vermehrung der Neger, die ein sorgenloses, lustiges Leben führten, zog man einen reicheren Gewinn, als wenn man ihre Kräfte in den schweren Feldarbeiten abnutzte und somit das in ihnen enthaltene Kapital vorzeitig verlor.

Es gab Sklavenhalter, die alljährlich Hunderte von kräftigen, schönen Negerburschen verkauften, während sie die zugleich aufgezogenen Mädchen zur Vergrößerung ihres Geschäftes behielten. Neben dem sehr hohen Gewinn, welchen man auf diese Weise erzielte, glaubte man die Sklaven viel leichter und sicherer beherrschen zu können, da sie so sehr wenig zu arbeiten brauchten und bei dem angenehmen Leben, welches sie führten, nicht nach Freiheit und Unabhängigkeit verlangen würden. Hierin lag aber ein großer Irrthum, denn man hatte nicht daran gedacht, daß ein solches Leben sie vollständig demoralisieren mußte, und während in der früheren Glanzzeit Virginiens die Sklaven, die in seinen Grenzen geboren waren, auf allen Märkten den höchsten Preis brachten, weil sie anerkannt die besten, fleißigsten und treuesten Diener waren, so betrachtete man jetzt einen Virginischen Sklaven mit Mißtrauen und Vorurtheilen. Auch hatte man sich bemüht, möglichst viel weißes Blut in den jungen Anwuchs zu bringen, weil Mulatten und Quadronen wegen ihrer höheren geistigen Fähigkeiten und größeren körperlichen Schönheit vorzugsweise theuer bezahlt wurden. Der Fluch, der in diesem vortheilhaften Geschäft mit Menschenfleisch lag, hatte aber nicht allein über die farbige Bevölkerung Virginiens die tiefste, sittliche Verderbniß gebracht, er hatte auch in den Familien der Weißen seine Spuren gezeichnet, und mit dem Namen eines Virginiers waren nicht mehr, wie früher, so hohe moralische Vorzüge vor den

Bürgern anderer Staaten verbunden. Die alte, unbegrenzte Gastfreundschaft, das gemüthliche, reich entwickelte Familienleben, Herzlichkeit, Treue, Glaube und Gottesfurcht waren seltener geworden, und Ueppigkeit, Verschwendung und Selbstsucht hatten auf dem ihnen früher fremden Boden Fuß gefaßt.

Der gegenwärtige Augenblick war für die Weißen in Richmond ein sehr ernster und unheilverkündender, denn von Stunde zu Stunde mehrte sich die Zahl der Neger in der Stadt, und ihr Auftreten wurde immer zügelloser, immer drohender. Schon erlaubten sie sich hier und dort Gewaltthätigkeiten, sie drangen in die Trinkhäuser ein und forderten mit der Axt in der Hand Branntwein, in gleicher Weise plünderten sie die Bäckerläden und beraubten die Rauchhäuser der nahe bei der Stadt wohnenden Farmer. Die Zeit drängte, wenn man einem allgemeinen Negeraufstand noch vorbeugen und ein blutiges Gemetzel unter den Weißen verhüten wollte; halbe Worte, halbes Handeln konnten nichts mehr nützen, und nur schnelles, entschlossenes Einschreiten noch Rettung bringen. Die Miliz und alle waffenfähigen weißen Männer traten unters Gewehr und durchzogen in starken Trupps die Stadt; mehr als hundert Neger wurden in den Straßen niedergeschossen, und es gelang, die Aufrührer zu zerstreuen und für den Augenblick die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. Keineswegs aber war die Gefahr damit beseitigt, die Stimmung der Sklaven war jetzt nur noch viel gereizter, und mit Besorgniß sahen die Weißen der nächsten Zukunft entgegen. Die Vorsichtsmaßregeln wurden verdoppelt, man sperrte die Neger nachts in die Keller ein, oder schloß sie, ehe man zur Ruhe ging, an Ketten fest und schoß jeden nieder, der sich nach Sonnenuntergang noch außerhalb der Häuser blicken ließ.

In einer Berathung der Weißen, die am fünften Tage nach der Verurtheilung des Mulatten Stacy im Kapitolium gehalten wurde, beschloß man, schon am folgenden Tage die Hinrichtung desselben vorzunehmen, um die erste Veranlassung zu dem Aufruhr aus dem Wege zu räumen.

Bei dieser Gelegenheit nahm auch Lincoln wieder das Wort und setzte auseinander, daß in den vielen freien Farbigen die Haupturſache zu suchen sei, da jene ihre höhere Bildung, ihr höheres Wissen dazu benutzten, um diese aufzuwiegeln. Er rieth, mit der größten Strenge zu verhindern, daß irgend ein Farbiger lesen lerne und zugleich ein Gesetz zu schaffen, welches alle diejenigen, die frei geboren oder von ihren Herren frei gegeben worden seien, aus dem Lande verweise. Jeder Sclaveneigenthümer, sagte er, der die geistigen Fähigkeiten eines Farbigen entwickele, begehe ein Verbrechen gegen seine Mitbürger und gegen den Staat, weil er dadurch die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährde, aber er begehe auch ein Unrecht gegen den Sklaven und gegen sich selbst, da er jenen mit seiner Lage unzufrieden mache und zugleich sein eigenes Interesse aufs Spiel setze. Dem Farbigen habe die Natur alle edleren Eigenschaften, alle besseren Gefühle, die sie dem Weißen verliehen habe, vorenthalten und dadurch erklärt, daß jener diesem Unterthan sein und ihm dienen sollte.

Lincolns Rede wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen, und man beschloß, dahin zu wirken, daß die Gesetzgebung von Virginien baldmöglichst die nöthigen Maßregeln gegen die Aufklärung und die Freiheit der Farbigen ergreife. Dem jungen Advokaten wurde von allen Seiten Anerkennung und Lob gezollt, die achtbarsten, reichsten Bürger der Stadt baten ihn, ihr Haus zu be-

suchen und wünschten ihm Glück zu seiner mit so vielem Erfolg begonnenen Laufbahn.

Die Sonne stand schon niedrig, als das Kapitolium sich leerte und die versammelte Menge sich zerstreute, um an anderen Orten in kleineren Zusammenkünften die Unterhaltungen und Berathungen über die Negerunruhen fortzusetzen, denn dieselben berührten zu sehr alle Gesamt- und Privatinteressen, als daß augenblicklich von etwas anderem hätte die Rede sein können.

Auch über den Garten des Pfarrers Nelson hatten sich die Schatten lang ausgedehnt, und dieser saß hinter dem Hause neben dessen Eingang unter den prächtigen dunkeln Magnolien, die denselben überdachten und jeden Sonnenstrahl von ihm abwehrten. Rosiana hatte den Geistlichen so eben aus dem Hause hierher geleitet, damit ihn die Kühlung des Abends erquickend und stärkend umspielen und seine Genesung befördern möge. Sie war wieder in das Haus geeilt, um Limonade für ihn zu bereiten, kehrte bald mit derselben zurück und reichte sie ihm mit den Worten:

„Hier, guter Herr, trink, die Limonade wird dir wohl thun, sie ist recht frisch, ich habe ein Stückchen Eis hineingelegt, wie du es liebst."

„Ich danke dir, Rosiana, du sorgst so gut für mich, und deiner Pflege allein habe ich meine schnelle Genesung zu danken. Setze dich zu mir, ich muß mit dir reden," sagte der Pfarrer und deutete auf einen Stuhl neben sich, auf den die Mulattin sich nun niederließ.

„Deine Zukunft, Rosiana, liegt mir drückend auf der Seele; wie leicht hätte schon diesmal der Herr mich abrufen können, und was wäre dann aus dir geworden!" nahm Nelson das Wort, sah aber Rosiana nicht

dabei an, sondern blickte sinnend vor sich nieder; „du kennst die Vorurtheile, denen dich deine Abkunft preisgiebt, man erkennt in diesem Lande den Menschen nur in der weißen Haut an, nicht in der Reinheit, in der Ausbildung seiner geistigen Eigenschaften. Deine Bildung, deine Frömmigkeit, deine Herzensgüte stellen dich weit über den Stand, der dir hier in der menschlichen Gesellschaft eingeräumt wird, ja, weit über viele, die mit Verachtung auf dich herabblicken, weil deine Haut nicht so weiß ist, wie die ihrige.

Durch die Erziehung, die ich dir gab, würde ich eine schwere Sünde gegen dich begangen haben, überließe ich dich nach meinem Tode deinem Schicksal in den Händen meiner Erben. Die Krankheit, der ich unter deiner Pflege soeben entgangen bin, hat der Himmel mir als Warnung zugesandt und mir noch einmal Zeit gegeben, diesem Unrecht gegen dich vorzubeugen, und diese Frist soll nicht ungenützt an mir vorübergehen. Ich werde dich gesetzlich frei geben, damit du nach meinem Ende wenigstens nicht den Grausamkeiten, den Mißhandlungen der Weißen ausgesetzt sein wirst!“

Rosianas lautes Schluchzen unterbrach hier den Geistlichen, von tiefstem Seelenschmerz, glühendster Dankbarkeit überwältigt, warf sich die Mulattin zu ihres Herrn Füßen nieder, ergriff mit bebenden Händen seine hagere Rechte und bedeckte sie mit ihren Küssen, ihren Thränen. Der Sturm ihrer Gefühle erstickte die Worte auf ihren Lippen, die Sprache aber ihres dankbaren, thränenschweren Blickes verstand der Geistliche wohl, und, seine Hand auf das Haupt des zitternden Mädchens legend, küßte er sie auf die Stirne.

In diesem Augenblicke trat Frau Hunter aus der Thür des Hauses hervor und blieb wie entsetzt stehen,

als ihr Blick auf ihren Bruder und dessen Sklavin fiel.

„Sei guten Muths, Rosiana, vor Gott stehst du mit den Weißen gleich!“ sagte Nelson und hob sanft die Hand empor, um das Mädchen aufstehen zu lassen, als ein heiseres Hüsteln seiner Schwester ihm deren Gegenwart verrieth und er etwas betroffen sich nach ihr umwandte. Rosiana wurde bei dem Anblick der herzlosen Frau bleich, stand rasch auf und stellte den Stuhl für sie neben den Geistlichen hin.

„Ich störe wohl deine Andacht, lieber Bruder,“ sagte Frau Hunter mit gezwungener Freundlichkeit und vor Bitterkeit bebenden Lippen, „ich wollte nur sehen, wie es dir geht und dir das Neueste des Tages mittheilen. Du kommst so wenig mit der Welt in Berührung, daß du hinter der Zeit zurückbleibst. Soeben ist in der Bürgerversammlung im Kapitolium beschlossen worden, ein Gesetz auszuwirken, wonach kein Farbiger mehr lesen lernen darf und ein jeder, der frei ist, sofort aus dem Lande gejagt wird. Das Gesetz wird in aller Eile in Kraft treten. Ein talentvoller, junger Advokat hat den Leuten endlich die Augen aufgethan und ihnen bewiesen, daß es ein Verbrechen gegen den Staat, gegen den Bürger und den Sklaven ist, wenn man diesem die Erziehung eines Weißen giebt.

Während dieser Rede hielt die eifernde Frau ihren stechenden Blick auf die Mulattin geheftet, und diese war zurück gegen den Stamm einer Magnolie gewankt, denn sie fühlte, wie ihre Kräfte plötzlich schwanden, wie es florartig vor ihren Augen zitterte, und wie ihre Füße sie kaum noch tragen wollten. Sie hielt sich an dem glänzend grauen Stamme fest und lehnte, die Augen schließend, ihre Stirn gegen den Baum.

„Die Verbrechen der Weißen gegen die farbigen Menschen sind allerdings groß, Schwester, und die Vergeltung dafür wird nicht ausbleiben," fiel der Pfarrer ein und sah die Frau mit einem ernsten, strafenden Blick an, „denke daran, Schwester, daß wir vor dem Allmächtigen alle gleich sind, schwarz oder weiß, seine Liebe, seine Gnade und Barmherzigkeit mißt er uns allen mit gleichem übervollen Maße zu."

„Dann mußt du den Orang-Utang auch zu deines Gleichen zählen; ich glaube, versuchen würdest du es auch, ihm eine feine Erziehung zu geben!" erwiderte Frau Hunter mit großer Heftigkeit und wandte sich nach Rosiana um, die eben in das Haus hineinwankte.

„Höre, Schwester, schämst du dich nicht vor diesem wohlerzogenen, bescheidenen Kinde, fühlst du nicht, daß du in solchen Augenblicken auflodernder Gehässigkeit tief unter ihr stehst, und fällt es dir gar nicht ein, daß du dich schwer an ihr versündigst, wenn du sie mit deinen giftigen Worten kränkst!"

„Dieses wohlerzogenen Kindes schäme ich mich allerdings oftmals, wenn ich die Leute darüber reden höre und sie, deinen Namen dabei nennend, die Köpfe zusammenstecken. Es sind wahrlich recht ehrenvolle Vermuthungen, die man hier und dort in der Stadt mit anhören muß, weshalb du diesem edlen, ungewöhnlich weißen Kinde deiner Negerin eine so vortreffliche Erziehung gegeben hast."

Frau Hunter schien mit diesen Worten ihr Herz erleichtert zu haben, denn sie hielt plötzlich inne, holte tief Athem, setzte sich bei dem Pfarrer nieder und sagte, indem sie seine Hand ergriff, mit milder, theilnehmender Stimme:

„Sieh, lieber Bruder, es kann mir ja nicht gleich-

giltig sein, was die Leute über dich reden, und du bist ja ihrem Urtheil als Geistlicher besondere Rücksicht schuldig. Aber nun, ganz abgesehen davon, sage mir, was wird aus dem Mädchen dereinst nach deinem Tode werden? Frei geben kannst du sie nicht, oder sie muß sofort Virginien verlassen; willst du das Kapital, das sie werth ist, meinen Kindern einmal vorenthalten — stehen diese dir nicht näher, als eine Mulattin?"

„Laß uns nicht weiter darüber reden, Schwester, du weißt, unsere Ansichten bleiben verschieden. Ich werde vor Gott verantworten, was ich an dem Mädchen thue, und mich durch das Urtheil der Menschen nicht irre machen lassen. Wer kennt aber Rosiana? Sie verläßt ja nur selten das Haus und dann geht sie bei Tage stets verschleiert."

„Gerade dieses Geheimnißvolle und dann auch das allerdings ganz hübsche Aeußere des Mädchens hat die Aufmerksamkeit der Leute auf sie gerichtet, und, wenn das neue Gesetz in Kraft tritt, so wird sie kaum —"

„Schweig, Schwester, nicht ein Wort weiter, oder du betratest zum letzten Male dieses Haus!" fiel ihr der Pfarrer mit ungewöhnlicher Heftigkeit in die Rede, indem er ihr die Hand gebietend entgegenhielt und sich rasch aus dem Stuhl erhob. Gleich aber, als ob er sich seine Heftigkeit vorwerfe, fuhr er in mildem Tone fort:

„Mir zu Liebe, laß uns nie wieder ein Wort über Rosiana reden, denn es würde mir die Schwester und dir den Bruder kosten. Wie geht es den Deinigen, was machen die Kinder?"

Frau Hunter that sich augenscheinlich Gewalt an, ruhig zu erscheinen, obgleich die Heftigkeit, womit sie an den Franzen ihres Shawls zupfte, ihre innere Aufregung verrieth.

„Gottlob," sagte sie, „sie sind alle wohl, nur kann sich jetzt keine Familie häuslicher Ruhe rühmen, denn man muß in jedem Augenblick befürchten, daß sich die Neger erheben und ein allgemeines Blutbad unter den Weißen anrichten. Das kommt von der Aufklärung und von zu großer Nachsicht."

„Das kommt von zu großer Härte und Grausamkeit. Genug von den Sklaven — wie man sich bettet, so liegt man!"

„Ich muß gehen, es wird dunkel, und man ist kaum mehr sicher in den Straßen. Nun gute Nacht, der Himmel sei mit dir," sagte Frau Hunter, reichte ihrem Bruder zum Abschiede die Hand und eilte durch das Haus und durch den Garten vor demselben in die staubige Straße hinaus.

Drittes Kapitel.

Die Nacht legte sich schnell über die Stadt, und eine ungewohnte Ruhe herrschte in den Straßen. In den Häusern aber war größere Besorgniß eingekehrt, denn viele der Sklaven waren nicht nach Hause gekommen, und ihr Verschwinden versetzte ihre Herren in Unruhe und Angst.

Während der kurzen Dämmerzeit hoffte man noch auf ihre Rückkehr, als aber die Nacht vollständig hereingebrochen war, blieb es außer Zweifel, daß sie sich aus irgend einem Grunde absichtlich entfernt hielten. Die Nachbarn theilten sich einander ihre Besorgnisse über das Ausbleiben der Sklaven mit, und bald war die ganze Stadt in Allarm, denn es fand sich, daß viele Hunderte vermißt wurden, und man war überzeugt, daß sie sich versammelt hatten, um gemeinschaftlich gegen die Weißen aufzutreten. Viele der Sklavenbesitzer machten bekannt, daß auch ihre Waffen aus ihren Häusern verschwunden seien, was darauf schließen ließ, daß die Neger sich damit versehen hatten. Die Aufregung und Bestürzung unter den Bewohnern Richmonds nahm mit jeder Stunde zu. Die Trommeln riefen die Miliz unter die Waffen, zwei Kanonen wurden auf den Platz vor das Kapitolium gefahren, die Häuser wurden verschlossen, die Thüren verrammelt, und alle Vorbereitungen, den Aufrührern einen

blutigen Empfang zu bereiten in größter Hast getroffen. Zugleich waren nach allen Richtungen Späher abgesandt, um womöglich den Sammelplatz der Neger auszumitteln und sie außerhalb der Stadt anzugreifen.

Es schlug zehn Uhr, und noch war keine weitere Kunde eingelaufen, als daß während des Tages sehr viele Neger von den Farmen und Plantagen aus dem Lande in und um Richmond gesehen worden waren, so daß man über die Zahl der Aufständischen gar keine Berechnung mehr machen konnte. Lange sollten jedoch die Einwohner der Stadt nicht in Zweifel darüber bleiben, denn plötzlich wurde nach verschiedenen Seiten hin ein Getöse wie ferner Donner laut, man hörte Gewehrfeuer, und aufsteigende Feuersäulen zeigten an, daß Häuser in den Außentheilen der Stadt in Brand gesteckt worden seien. Im Sturmschritt marschierte sogleich die Miliz getheilt nach den Richtungen hin, wo das Feuer den Angriff der Neger bezeichnete, deren furchtbares Geschrei sich bald in den Straßen selbst hören ließ. Die Verwirrung war schrecklich. Hunderte von Weibern und Kindern flohen durch die nur spärlich beleuchteten Straßen, und ihr Angstgeschrei, ihre Hilferufe mischten sich mit dem Gebrüll der heranstürmenden Negerhaufen, die in Banden von vielen Hunderten ihre Richtung nach dem Gefängnisse nahmen, wo der Mulatte Georg Stacy verwahrt wurde.

In einer der Hauptstraßen, die sich an der Höhe unter dem Kapitolium herzog, drängten sich fünf- bis sechshundert der Aufrührer heran, von denen die größere Zahl aus Kienspänen bereitete Fackeln über sich durch die Luft schwang. Wie ein Haufen schwarzer Dämonen, von dem Feuer der Unterwelt beschienen, tobten die racheschäumenden Neger vorwärts, ihre rothen, wollenen Hemden leuchteten in dem Lichte der Fackeln, das blendende

Weiß ihrer Augen und ihrer Zähne blitzte aus ihren schwarzen, wuthverzerrten Gesichtern hervor, blanke Aexte, lange Messer und Gewehre glänzten in dem hellen Feuerscheine, und mit dem unmenschlichsten Geheul riefen die Sklaven ihren Unterdrückern Rache und Untergang entgegen.

Im Vorüberziehen schleuderten sie links und rechts brennende Kienspäne auf die hölzernen Dächer der kleineren Häuser, die hier noch einzeln in der Straße standen, und feuerten Schüsse nach ihren Fenstern. An ihrer Spitze sah man einen Mulatten von herkulischem Körperbau, eine blitzende Axt in der gewichtigen Rechten schwingend, während seine Linke vorwärts zeigte und er mit seiner Löwenstimme seine Brüder zu dem blutigen Rachewerke anfeuerte, das sie begonnen hatten. Jetzt hatten sie den Theil der Straße erreicht, wo hohe Häuser sich nahe aneinander reihten, und auf deren rothen Backsteinwänden sich das Fackellicht glühend spiegelte. Da wirbelte der erschütternde Trommelton der Miliz von dem anderen Ende der Straße her, und im Sturmmarsch rückte sie in fest geschlossenen Reihen der zügellosen, wilden Schar entgegen. Kaum noch hundert Schritte von derselben entfernt, machten die Truppen Halt und erwarteten feuerfertig den Angriff.

Der Anblick der bewaffneten Macht schien die Wuth der Sklaven noch zu steigern, mit einem donnerähnlichen Gebrüll stürzten sie, der riesige Mulatte voran, auf die Weißen zu, die sie bis auf halbe Schußweite herankommen ließen und dann Feuer gaben. Der wohlgezielte Kugelregen streckte eine große Zahl der Angreifer zu Boden; wie wenn ein Wirbelwind in eine schwarze Wolke fährt, so stürzten die Sklaven durcheinander hin, doch der alles übertönende Ruf ihres Führers gab ihren Schritten die

erste Richtung wieder. Von beiden Seiten aus den Fenstern der Häuser blitzten Gewehrschüsse auf die Schwarzen hinab, und eine zweite Ladung donnerte die Miliz unter sie, als sie in die Wolke des Pulverdampfes, die sich ihnen entgegenrollte, eindrangen und sich auf die Bajonette der Weißen stürzten.

Wie nach Blut dürstende Tiger waren sie in die Reihen der Soldaten eingedrungen, die Fackeln waren erloschen, und deren Feuerbrände glühten unter den Füßen der Stürmenden. Mann gegen Mann kämpfte jetzt der verworrene Knäuel mit der Axt, dem Messer, dem Bajonett und dem Kolben, wilde Flüche und Todesschreie mischten sich mit dem Klirren der Waffen, und der Pulverdampf der noch einzeln fallenden Schüsse mehrte die Dunkelheit so sehr, daß es kaum möglich war, Freund oder Feind zu unterscheiden.

Furchtbar wogte der Kampf hin und her. Da hörte man plötzlich rasch sich nähernde Trommelwirbel, und im Rücken der Neger eilte eine neue Abtheilung Miliz mit gefälltem Bajonett ihren Kameraden zu Hilfe. Es war zu spät für die Sklaven, die Flucht zu ergreifen, die Uebermacht der Weißen drängte sie von zwei Seiten, und es blieb ihnen nichts übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Bald waren trotz tapferster Gegenwehr alle niedergemetzelt. Dabei rollte der Donner der Kanonen durch die Nacht, aus denen man mit Kartätschen einen anderen Negerhaufen niederschmetterte, der schon das Gefängniß erreicht hatte und den gefangenen Mulatten befreien wollte.

Die Aufrührer, die den Waffen der Weißen zu entgehen im Stande waren, flohen unter dem Schutze der Dunkelheit, und noch vor Mitternacht war die Sicherheit der Stadt hergestellt. Der Morgen kam, und der neue

Tag warf sein Licht auf mehr als siebenhundert Sklaven die in ihrem Blute tot in den Straßen lagen, aber auch sehr viele Weiße hatten in dem Kampfe ihr Leben eingebüßt. Alle Neger, die sich in der Stadt befanden, worunter viele, die Theil an dem Kampfe genommen hatten, wurden jetzt aufgeboten, ihre gefallenen Brüder aus den Straßen fortzuschaffen und sie zu begraben.

Früh Morgens war der Galgen errichtet worden, an dem der Mulatte Stacy zum Tode befördert werden sollte, und gegen zehn Uhr stellte sich die Miliz bei dem Gefängnisse auf, um ihn zu der Richtstätte zu begleiten. Ganz Richmond war in Bewegung, und das Gedränge der Volksmassen in den Straßen war so groß, daß der Wagen, auf dem der Verurtheilte saß, kaum vorwärts geschafft werden konnte. Nirgends ließ sich ein Farbiger sehen, und selbst in den Häusern verkrochen sie sich.

Die Hinrichtung wurde ohne Störung vollzogen, und dann versammelten sich abermals die Bürger im Kapitolium, um über die Maßregeln zu berathen, die man den Neger-Unruhen im Lande entgegensetzen wollte; denn von vielen Seiten waren Nachrichten eingelaufen, daß Sklaven ihre weißen Herrschaften ermordet hätten und sich jetzt in zügellosen Banden in den Wäldern umhertrieben. Es wurden Streifkompagnien errichtet, an die sich die weißen Landbewohner anschlossen, und mit ihnen die flüchtigen Sklaven verfolgt und eingefangen, oder, wenn sie Widerstand leisteten, niedergeschossen.

Täglich hörte man von neuen Zusammentreffen mit den Aufrührern, und die Zeitungen brachten die haarsträubendsten Artikel über Grausamkeiten, welche an Weißen, aber noch weit mehr an Farbigen verübt worden waren. In kurzer Zeit befanden sich erstere aber wieder

vollkommen im Besitz der Gewalt, und die Sklaven beugten sich abermals in Ohnmacht und duldender Unterwürfigkeit unter das knechtende Joch, welches ihnen das Gesetz dieses „Landes der Freiheit“ auflegte.

Viertes Kapitel.

Der Strudel der Aufregung während des Negeraufstandes in Richmond, in den Lincoln mit fortgerissen wurde, hatte ein herrliches, bezauberndes Bild in seiner Seele augenblicklich verbleichen lassen, welches jetzt, da der Sturm jener wilden Leidenschaften verweht war, wieder lebendig und begeisternd in seiner Erinnerung aufstieg. Es war das Bild jener reizenden Mädchengestalt, die er vor einigen Wochen abends in der Apotheke gesehen und deren Wohnort er sich vergeblich bemüht hatte, ausfindig zu machen; es war das Bild der schönen Mulattin Rosiana.

Sie stand vor ihm in ihrer zauberischen Lieblichkeit, wenn der Morgen den Schlaf von seinen Augenlidern verscheuchte, er sah sie auf dem Papier vor sich, wenn er am Arbeitstisch seine Gedanken für seine geschäftlichen Aufgaben zu sammeln suchte, sie begleitete ihn, wenn er abends auf einsamem Pfade an den nahen, schroffen Bergabhängen hinwandelte und dem Rauschen der Wasserfälle in dem Jamesfluß zu seinen Füßen lauschte, und sie umschwebte ihn als Lichtgestalt in seinen Träumen. Wo er ging, wo er stand, sah er sie vor sich, und so lieb und theuer ihm auch das Andenken war, so fühlte er doch sehr wohl, daß sie ihm seine gewohnte Ruhe geraubt hatte.

Er gab sich alle erdenkliche Mühe, um sie zu vergessen, denn sie aufzufinden hatte er vollkommen aufgegeben und er war überzeugt, daß sie nicht in der Stadt wohne, sondern nur zufällig sich an jenem Abend in Richmond befunden hätte und wahrscheinlich eine Pflanzerstochter aus dem Lande sei. Das Vergessen war aber leichter gewollt als gethan; je mehr er sie aus seinem Gedächtniß zurückstieß, desto lieblicher, desto seelenvoller schien sie ihn im Geiste anzusehen. Die übrige Tischgesellschaft in dem Powhattanhause bemerkte die große Veränderung, die in seinem ganzen Wesen sich äußerte.

Eines Abends, als die Sonne sich schon neigte, waren Thüren und Fenster in dem Salon des Gasthauses geöffnet, um die frische, erquickende Abendluft hereinzulassen, und die Hausbewohner sammelten sich in demselben, um wie gewöhnlich noch vor dem Abendessen mit einander zu plaudern und sich die Erlebnisse und Neuigkeiten des Tages mitzutheilen. Die größere Zahl dieser Gäste waren ständige Boarders oder Kostgänger, die entweder in der Stadt lebten und hier nur ihre Mahlzeiten einnahmen- oder die zugleich hier ihre Wohnung hatten. Sie waren durch das lange Zusammenleben und tägliche Miteinander, verkehren wie Glieder einer Familie untereinander bekannt und befreundet geworden und nahmen mehr oder weniger Antheil an ihrem gegenseitigen Geschick. Lincoln hatte für die Dauer hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen und wurde bereits von allen übrigen Kostgängern als zum Hause gehörend betrachtet, was sich durch größere Vertraulichkeit, durch kleine Bemerkungen über sein Thun und Lassen und hin und wieder durch harmlose Scherze und Neckereien kund gab.

Er trat an diesem Abend in das Zimmer, als schon alle Hausgenossen versammelt waren, unter denen sich

auch mehrere unverheirathete junge Damen befanden, die sich gleichfalls in dem Hause eingemiethet hatten. Lincoln wurde laut von allen Seiten begrüßt und zugleich im Scherze mit Vorwürfen über die Vernachlässigung empfangen, welcher er sich in letzterer Zeit gegen seine Hausfreunde schuldig gemacht hatte. Eine der jungen Damen, die in dem Sofa saß, nahm das Wort und sagte:

„Herr Lincoln, Sie sind des Verbrechens angeklagt, Ihre Freunde hier vernachlässigt zu haben, und man hat mich zur hohen Richterin erwählt, um ein Urtheil über Sie zu fällen. Ich fordere Sie auf, sich vor meinen Richterstuhl zu begeben und sich über die gegen Sie erhobene Anklage zu rechtfertigen." Dabei sah das hübsche junge Mädchen im Kreise umher, als fordere Sie die anwesenden Personen auf, ihrem Scherz beizutreten und sie dabei zu unterstützen.

„Ja, ja, rechtfertigen Sie sich, Lincoln," riefen sie von allen Seiten, und eine andere junge Dame sprang zu ihm hin, nahm ihn bei der Hand und führte ihn vor das Sofa, indem sie sagte:

„Im Namen der Regierung des schönen Geschlechtes führe ich Sie vor die hohe Richterin, damit Sie den Grund angeben, weshalb Sie in letzter Zeit unsere Gesellschaft augenscheinlich gemieden haben und in den wenigen Augenblicken, die Sie uns gönnten, sich unaufmerksam, gleichgiltig, zerstreut und geringschätzend gegen uns benehmen? Sie wissen wohl, daß wir von der Schöpfung Bevorzugten uns nicht ungerächt in dieser Weise behandeln lassen."

Lincoln, der sonst jeder Zeit gern auf einen Scherz einging, namentlich, wenn ihm die Gelegenheit geboten wurde, mit einer geistreichen Antwort zu glänzen, konnte

kein passendes Wort finden, sagte, man könne ja nicht immer lachen, die Begebenheiten der letzteren Zeit seien zu ernst gewesen, um Späße zu machen, kurz man sah ihm an, daß es ihm unmöglich war, auf den Scherz einzugehen.

„Der Erfolg Ihrer Bemühungen während der Neger-Unruhen hat Sie stolz gemacht und Sie Ihren alten Freunden entzogen. Sie arbeiten wahrscheinlich ein Gesetz aus, wonach alle Farbigen aus der Welt geschafft werden sollen," nahm einer der anwesenden Herren das Wort. „Ich möchte Ihnen dabei aber doch die hübschen Quadronen und Mulattinnen ans Herz legen, damit Sie bei ihnen Gnade für Recht ergehen ließen."

„Nun, ich weiß nicht, ob wir gerade damit einverstanden sein könnten," fiel die Dame im Sofa ein, „diese dunkelen Schönheiten haben uns schon zu oft die Blicke unserer jungen Herren entzogen, ich stimme dafür, daß sie gerade zuerst fortgeschafft werden."

„Das ist ein Vorwurf, Fräulein, der mich nicht trifft, ich habe noch niemals eine Farbige schön finden können," erwiderte Lincoln, ohne aus seiner ernsthaften Stimmung zu fallen.

„Er hat die Laufbahn des Staatsmannes betreten und arbeitet auf den dereinstigen Minister los. Dazu gehört eine ernsthafte Stimmung," sagte ein anderer aus der Gesellschaft.

„Ihr wißt es alle nicht," rief Fehrmann, „ich lasse mich hängen, wenn er nicht verliebt ist. Die einsamen Promenaden, der wenige Appetit, das häufige Seufzen und die schwärmerischen, unglücklichen Blicke deuten auf eine Herzensangelegenheit hin; er ist verliebt, gestehe es nur, Lincoln, vielleicht vergiebt es dir deine schöne Richterin, wenn sie hört, daß sie nicht der Gegenstand deiner Leidenschaft ist."

Dabei lachte Fehrmann hell auf, und die anderen folgten seinem Beispiel; nur Lincoln lachte nicht, er warf dem Redner einen ärgerlichen Blick zu, wandte sich rasch nach der Thür um und verließ das Zimmer.

Er hatte in dem Korridor seinen Hut ergriffen, war auf die Straße hinaus geeilt und schritt nun rasch vorwärts, ohne zu wissen, welche Richtung er einschlug. Die Bemerkung Fehrmanns war ihm unangenehm gewesen, weil sie die Wahrheit verrathen hatte, die er sich selbst ja zum Vorwurf machte. Die schöne Unbekannte war aber dadurch nur wieder um so lebhafter vor seiner Erinnerung erschienen, und, wie im Kampfe mit ihr, wurden seine Schritte immer eiliger, als suche er sich ihrer Macht durch die Flucht zu entziehen. Er hatte den Weg nach dem Flusse eingeschlagen und erreichte dessen Ufer gerade, als die Sonne ihre letzten Strahlen auf die tausend Cascaden warf, die sich vor ihm in großer Breite bis zu dem jenseitigen fernen Ufer ausdehnten.

Es war ein wunderbar schöner Anblick: Tobend und zischend schossen die pfeilschnellen Wogen an den unzähligen, aus dem Wasser hervorragenden Felsstücken empor und stürzten sich schäumend über dieselben hin, die Sonne blitzte und spiegelte sich in dem blendend weißen Gischt, und der Wasserstaub wehte wie ein Brillantregen über den Fluß. Zwischen diesen Wasserfällen hin führte vom Ufer aus, wo Lincoln stand, ein schmaler Fußsteig, der sich nach der Mitte des Flusses hin ausbreitete und in einer umfangreichen, mit Gebüschgruppen und Bäumen bewachsenen Insel endete, die rundum von den brausenden Wasserfällen umgeben war.

Vom Ufer aus hatten die Bewohner Richmonds die Verbindung mit der eigentlichen Insel durch kleine Brücken von einem Felsstück auf das andere hergestellt und so den

Fußsteig geschaffen. So viele Reize und Schönheit die Insel mit ihren schattigen Plätzen, ihren üppigen, prächtigen Pflanzen und Blumen, ihren herrlichen Bäumen und majestätischen, wildgeformten Felsstücken aber auch bot, so wurde dieselbe doch nur sehr selten besucht, und Lincoln selbst hatte sie noch niemals betreten. Einige Minuten stand er in bewundernder Anschauung vor dem zauberhaften Bilde und folgte dann dem Fußsteig, um die Insel selbst in Augenschein zu nehmen. Bald hatte er sie erreicht, es theilten sich hier die Wege zwischen dem riesenhaften Gestein, und er folgte dem einen, langsam vorschreitend, bis er das andere Ende der Insel erreicht hatte, wo unmittelbar an ihrem Ufer die Wogen sich über einen mächtigen Felsblock stürzten und einen prachtvollen Wasserfall bildeten. Lincoln lehnte sich an einen Baumstamm, der über das schäumende Wasser hing, und schaute, in Gedanken verloren, in die tobende Fluth, als eine Bewegung seitwärts von ihm seinen Blick auf sich zog.

In nicht großer Entfernung hatte sich eine weibliche Gestalt an dem Ufer niedergebeugt und pflückte Blumen aus den über das Wasser hängenden Pflanzen. Lincoln sah überrascht nach ihr hin, konnte aber nur wenig von ihrer Gestalt erkennen, da sie sich tief hinabgebeugt hatte und ihr Kopf durch emporragendes Gestein seinem Blick entzogen wurde. Sie war in Schwarz gekleidet, und ihr Körper hob sich scharf von dem fliegenden Wasserstaub der Cascaden ab, auf dem die scheidende Sonne mit den glühendsten Farben einen prachtvollen Regenbogen über ihr spannte. Lincoln war, wie gesagt, überrascht und hielt regungslos seine Blicke auf die Fremde geheftet; plötzlich richtete sie sich auf — war es möglich — war es Wahrheit oder nur das Bild seiner Phantasie? — es war dieselbe reizende Gestalt, die nun schon seit

Wochen Tag und Nacht vor seiner Seele geschwebt und ihn in rastloser Aufregung gehalten hatte.

Sie sah ihn nicht, sie hielt das schwarz umlockte Haupt gesenkt und ihre Augen auf ihre Hände gerichtet, in denen sie die Blumen ordnete und zum Strauß zusammenband. Der letzte Sonnenblick war verschwunden, und das dunkle Roth des Abendhimmels gab den Hintergrund zu dem Zauberbilde, welches den jungen Mann mit unwiderstehlicher Gewalt gebannt hielt.

Jetzt erhob Rosiana ihre großen Augen, denn diese war es, die vor Lincoln stand, sie begegnete dessen glühendem, sehnsüchtigem Blick und sichtlich erschrocken that sie einen Schritt zurück, zog rasch den schwarzen Schleier, der über ihren schweren Haarflechten befestigt war und über ihren Nacken hing, vor ihr Gesicht, drückte ihn mit dem Blumenstrauß gegen ihre Brust und schlug eiligen Schrittes den Rückweg nach dem Ufer des Flusses ein. Lincoln sah sie durch die Felsen und Büsche gleiten, sah sie vor seinem Blicke verschwinden und stand noch immer wie festgebannt auf demselben Platz. Plötzlich aber, als ob der Zauber gebrochen sei, stürzte er ihr nach. Sie hatte einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, er sah sie schon das Ufer besteigen und in sichtlich eiligstem Schritte, ohne sich umzusehen, der Stadt zueilen, als er den schmalen Fußsteig erreichte.

Jetzt war es mit dem Zögern, der Unentschlossenheit vorbei, diesmal wollte er wissen, wer sie war, er wollte ihr folgen und ginge es bis an das Ende der Welt. In fliegendem Laufe stürmte er über die Felsen hin, an dem Ufer hinan und auf der Straße hinter ihr her, bis er sie bis auf fünfzig Schritte erreicht hatte. Er bemerkte es deutlich, daß sie ihn kommen hörte, denn sie strengte sich an ihre Schritte noch mehr zu beeilen. Sie konnte ihm

nun nicht mehr entgehen, und näher wollte er ihr nicht kommen, um nicht zudringlich zu erscheinen; er hielt gleichen Schritt mit ihr.

Bald hatten sie die ersten Häuser erreicht, Rosiana bog in die nächste Straße ein, folgte derselben eine zeitlang, augenscheinlich durch den Tritt Lincolns mehr und mehr beunruhigt, und wählte dann eine andere und wieder eine andere und zwar in widersprechenden Richtungen. Plötzlich aber sprang sie durch ein offenes Thor in einen Hof, eilte dann durch eine Einzäunung in einen Garten und verschwand hinter dem in demselben stehenden Hause. Lincoln war vor dem Hofthor stehen geblieben, unentschlossen, was er thun sollte. War dies Haus die Wohnung der Unbekannten, so konnte er leicht erfahren, wer sie war, wohnte sie nicht hier, so mußte sie wieder herauskommen, und dies abzuwarten war Lincoln entschlossen und sollte er bis Mitternacht hier stehen. Er wußte aber nicht, daß aus dem Garten hinter dem Hause ein Weg in eine andere Straße führe, auf welchem Rosiana davon geflohen war und bald darauf ihre eigene Wohnung erreicht hatte.

Die Dämmerung war schnell geschwunden, und die Nacht hatte sich schon lange über die Stadt ausgebreitet, als Lincoln noch immer an dem Thorpfeiler stand und harrend nach dem Hause schaute. Endlich öffnete sich dessen Thür, ein Neger trat aus derselben hervor und schritt zu dem Thore hin, um dasselbe zu schließen. Lincoln redete ihn freundlich an und fragte nach der jungen Dame, die am Abend sich nach dem Hause begeben habe, ob sie dort wohne und wer sie sei. Der Neger aber versicherte ihn, daß eine solche Dame sich nicht in jenem Hause aufhalte und auch an diesem Abend nicht darin gewesen sei, da er sie sicher sonst gesehen haben

müsse. Er half ihm auch bald aus dem Traum, indem er ihm mittheilte, daß ein Weg durch den Garten in die nächste Straße führe, und daß er vermuthe, die Dame habe diesen kürzeren Weg wahrscheinlich benutzt, um schneller nach Hause zu gelangen. Dann verneigte sich der Sklave ehrerbietig und schloß das Thor, während Lincoln unbeweglich stehen blieb und rastlos auf den geschlossenen Eingang blickte.

Das unerwartete, romantisch-geheimnißvolle Wiedersehen, das abermalige spurlose Verschwinden des reizenden Mädchens hatten seinen schon aufgeregten Geist in einen Fieberzustand versetzt, der ihm für den Augenblick alle Willenskraft raubte. Er fühlte sehr wohl, daß es eine Thorheit sei, sich so ohne allen triftigen Grund einer Leidenschaft für ein ihm vollständig unbekanntes Mädchen hinzugeben, von der er gar nicht wußte, ob ihre geistigen Eigenschaften seine Gefühle für sie rechtfertigen würden; aber was frägt die jugendliche Liebe wohl nach Gründen, und wann hat sie wohl der Worte, der längeren Bekanntschaft bedurft, um zwei Herzen für einander zu entzünden!

Auch in das reine, unschuldige, unerfahrene Herz der schönen Rosiana war ein Funke dieses Feuers gefallen, der zwar nur erst leise glühte, den sie aber fühlte, wenn sie auch die verzehrende Gluth nicht kannte, zu der er sich zu entwickeln vermochte.

Der Blick Lincolns war ihr nicht entgangen, als sie an jenem Abend die Apotheke verließ, er war ihr bis in das Herz gedrungen, und seitdem konnte sie nicht an den fremden, schwarzgelockten, jungen Mann denken, ohne es im Herzen zu fühlen, wie sein Blick sie an jenem Abend berührt hatte.

Athemlos erreichte sie das Haus des Pfarrers Nelson

und eilte lautlosen Trittes auf ihr Zimmer. Warum sie so leise auftrat, wußte sie selbst nicht, sie ging aber gleich an das Fenster und blickte durch die Dunkelheit des Abends nach der Straße vor dem Hause, um sicher zu sein, daß der Fremde ihre Spur nicht aufgefunden habe. Es war schon vollständig Nacht geworden, Rosiana stand noch immer hinter dem Fenster und sah in die Dunkelheit hinaus, als hoffe sie dennoch, unter den Vorübergehenden den jungen Mann zu erkennen; denn daß er nach ihr suchen würde, das hatte ihr sein Blick gesagt und die Hartnäckigkeit, womit er sie verfolgte.

„Mein Gott, bist du hier, Rosiana?" sagte ihre Mutter, plötzlich in das dunkele Zimmer tretend. „Der Herr hat schon zweimal nach dir gefragt, wir haben dich garnicht kommen hören. Gehe hinunter, vielleicht hat Herr Nelson etwas für dich zu thun."

„Ich komme gleich, Mutter," antwortete Rosiana überrascht, legte die Blumen auf den Tisch, warf ihr Tuch und den Schleier in den Stuhl und eilte aus dem Zimmer die Treppe hinab, indem sie sich mit beiden Händen über die Wangen strich, als wolle sie die Röthe, die sie darauf brennen fühlte, hinwegwischen.

„Warst du denn auf deinem Zimmer, Rosiana?" fragte sie der Geistliche, als sie eintrat, „du mußt sehr ruhig gesessen haben, sonst hätte ich dich wohl über mir gehört."

„Ich war schon zu Hause, Herr, ehe es dunkel wurde, und dann habe ich am Fenster gesessen, die Luft war so frisch und kühlend," entgegnete Rosiana halb verlegen.

„So, warst du ausgegangen, das wußte ich garnicht."

„Ich bin auf der Insel im Flusse gewesen und habe mir einige Blumen gesucht; du weißt, Herr, wie schön man sie dort findet."

„Ich habe hier einige Bücher für dich von Philadelphia bekommen, nimm sie mit dir auf dein Zimmer. Wenn jemand Fremdes ins Haus kommt, so lasse es nicht sehen, daß du liesest; mir zu Liebe, gutes Kind, die Menschen sind zu bös!“

Bei diesen Worten nahm der Geistliche ein Packet von dem Tisch neben sich und reichte es der Mulattin hin, die seine Hand ergriff und sie an ihre Lippen preßte. Die Worte des Dankes, die sie hervorbrachte, wurden durch ihr Schluchzen unterbrochen. Morna, ihre Mutter, rief sie jetzt in das Speisezimmer zum Abendbrot, denn der Geistliche durfte, der Vorurtheile der Welt wegen, ihr nicht gestatten, mit ihm an einem Tische zu essen. Nochmals dankte Rosiana ihrem Herrn und Wohlthäter und folgte dann ihrer Mutter. Es war ihr aber nicht möglich, etwas zu essen, sie nahm nur ein Glas Milch zu sich, ergriff ein Licht und begab sich dann auf ihr Zimmer, wo sie die Bücher auf ihren Tisch niederlegte. Der Anblick der Blumen, die ihr dort wieder in die Augen fielen, trocknete schnell ihre Thränen, sie nahm sie vom Tisch auf, hob sie an ihre Lippen und sank in den Stuhl am offenen Fenster nieder.

Sie dachte an den jungen Fremden und an seine großen, dunkelen Augen. Der Unbekannte war ein weißer Mann, und sie war ein farbiges Mädchen; dieser Gedanke trennte sie von ihm, wie ein bodenloser Abgrund zwischen zwei Welten. Es war so schwül, so warm im Zimmer, sie nahm das leichte Tuch von ihrem Nacken, ließ die Blumen mit ihrer Rechten in den Schoß sinken und neigte ihren Kopf über die Fensterbank, so daß die Nachtluft mit ihren Locken spielte. Rosiana weinte bitterlich.

Fünftes Kapitel.

Das neue Gesetz gegen die Freiheit aller Farbigen sowie gegen jede Aufklärung derselben wurde in diesen Tagen in der Gesetzgebung von Virginien berathen, und die Verhandlungen darüber erregten insbesondere das lebhafte Interesse der Einwohnerschaft von Richmond.

Lincolns Thätigkeit wurde sehr in Anspruch genommen, da er die erste Veranlassung zu obigen Berathungen gegeben hatte; und wenn er auch dabei nicht selbst mitwirken konnte, so machte er doch seine Ansichten bei den verschiedenen Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers geltend und suchte sie dafür zu stimmen. Dies geschah meist in den Zeiten, wo keine Sitzung stattfand, besonders in den Trinkhäusern, auf den Promenaden und in den Straßen. Alles hatte sein Augenmerk auf den talentvollen jungen Mann gerichtet, und wo er sich sehen ließ, sammelte sich das Volk um ihn und veranlaßte ihn, den Gegenstand zubesprechen. Das Gesetz erschien dann auch wirklich, wonach kein freier Farbiger mehr im Staate verweilen und keinem, ob frei oder Sklave, gestattet werden durfte, lesen zu lernen; es wurde mit Jubel begrüßt. Lincoln gab man den Beinamen „die Negerpeitsche."

Mit der Gunst, die er in der Meinung des Volkes sich erworben hatte, hob sich aber auch sein Geschäft schnell, und von allen Seiten wurde er als Advokat ge-

sucht und verwandt. Er hatte sich in dem unteren Theile der Stadt, dem Theile, wo das Geschäft herrschte, ein kleines Geschäftslokal gemiethet, welches in einer Stube zu ebener Erde bestand, deren Thüre nach der Straße hinaus führte.

Sein neues Geschäftslokal hatte Lincoln mit einem Schreibtisch und zwei Stühlen möbliert. Hier war er nun meist immer von morgens acht Uhr bis mittags drei Uhr in voller Arbeit zu finden. Und oft ging er noch nach dem Abendessen wieder hierher zurück, um noch bis spät in die Nacht hinein bei der Lampe zu arbeiten, während alle anderen Geschäftslokale geschlossen waren und jedermann sich der Erholung hingab.

Trotzdem aber blieb er seinem gefaßten Beschlusse treu, wanderte jeden Morgen vor dem Frühstück durch den westlichen Theil der Stadt und begab sich jeden Abend nach dem Mittagessen auf die Insel im Flusse, wo er bis nach Sonnenuntergang verweilte. Seine Freunde in dem Gasthause hatten es bereits aufgegeben, ihm Vorwürfe über seinen auffallend verminderten Verkehr mit ihnen zu machen.

So waren einige Wochen verstrichen, und Rosiana hatte die Insel noch nicht wieder besucht. Auch hatte sie Lincoln ebenso wenig wiedergesehen, wie er sie. Es zog sie aber täglich mehr mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt nach der Insel hin, und so bestimmt sie sich auch jeden Morgen vornahm, es nicht zu thun, so war es ihr an jedem Abend, wenn sie die Sonne untergehen sah, doch kaum möglich, ihrer Sehnsucht zu widerstehen.

Nach einem sehr heißen Tage, an welchem ihr bei allen ihren Beschäftigungen die Insel beinahe nicht aus dem Gedächtniß gekommen war, ging sie, als die Sonne sich neigte, auf ihr Zimmer und blieb in Gedanken ver-

sunken am Fenster vor ihrem Arbeitstische stehen. Man sah es ihr an, daß sie mit sich selbst innerlich kämpfte und nicht zu einem Entschluß kommen konnte. Wiederholt hatte sie nach der Sonne hingeblickt, die sich jetzt hinter einem blühenden Granatbaum verbarg. Plötzlich verließ Rosiana den Tisch, nahm aus der Kommode ein Tuch und den Schleier hervor und eilte, sich in das Tuch hüllend, aus dem Zimmer und aus dem Hause.

Mit raschem, schwebendem Schritt folgte sie der Straße, die den Berg hinab nach dem Flusse führte, und hatte in kurzer Zeit dessen Ufer da erreicht, wo der Fußpfad nach der Insel leitete Sie blieb einen Augenblick wie zögernd stehen, sah an dem Flusse hinauf und hinab, blickte sich noch einmal um und betrat dann entschlossen den Fußsteig. Die Sonne war bereits versunken, und der Himmel spiegelte sich in brennender Gluth auf den brausenden Wogen des Flusses. Rosiana zog den Schleier dichter zusammen und glitt zwischen den Felsen hin und her über die Insel, demselben Platze zu, wo sie voriges Mal die Blumen gepflückt hatte. Spähenden Auges trat sie jetzt zwischen dem hohen Gestein hervor, und ihr Blick fiel auf den Felsblock, neben welchem sie damals den jungen Mann gesehen hatte. Dort stand er wieder, sie erschrak heftig, und ihre Glieder bebten, obgleich sie auf dem ganzen Wege ihn in Gedanken dort hatte stehen sehen.

Noch hatte er sie nicht bemerkt, noch war es Zeit, umzukehren, es waren aber nur noch wenige Schritte bis zu dem Ufer, wo sie die Blumen gepflückt hatte, dort konnte sie sich hinter dem Gestein verbergen. Sie beeilte ihren Gang, sah abermals nach dem Fremden hin, aber jetzt — jetzt hatte er sie gesehen — als wenn er vom Blitz getroffen wäre, so fuhr er zusammen, wahrhaftig,

er kam auf sie zu. Rosiana sah nach der anderen Richtung hin und that mit bebenden Knieen die wenigen Schritte bis zu dem Ufer, wo sie sich schnell niederbeugte und ihre Hand nach einer Blume ausstreckte. „Lassen Sie mich die Blumen für sie sammeln, Fräulein, Sie werden mich durch diese Huld unaussprechlich glücklich machen," sagte Lincoln mit bittender, schüchterner Stimme, indem er dicht hinter Rosiana trat und sich halb zu ihr niederbeugte. Rosiana fuhr nicht zusammen, denn sie wußte es ja, daß er hinter sie getreten war, sie sah sich aber auch nicht nach ihm um, sondern neigte sich noch mehr in die Blumen und stützte sich auf ihre kleine Hand; sie gab ihm keine Antwort. Sie fühlte, daß sie zitterte, es wäre ihr im Augenblick nicht möglich gewesen, aufzustehen, das Gras, auf dem sie kniete, schien sich mit ihr zu drehen, und es sauste ihr verwirrend vor den Ohren.

„Nennen Sie meine Bitte nicht unverschämt, Fräulein, und sollte sie oder überhaupt meine Gegenwart Ihnen unangenehm sein, so will ich mich wieder entfernen. Ich habe nun schon wochenlang jeden Abend hier auf diesen Augenblick gewartet, von dem ich fühle, daß er mein ganzes Lebensglück entscheiden wird. Seien Sie gütig, Fräulein, lassen Sie mich die Blumen für Sie sammeln!"

Diese Worte sprach Lincoln noch bittender, noch flehender, und man hörte deutlich an seiner Stimme, daß er tief bewegt war.

„Ich will es Ihnen gern erlauben, mein Herr," antwortete Rosiana mit bebender Stimme, indem sie sich aufrichtete und mit gesenktem Haupte einige Schritte seitwärts trat, als wolle sie Lincoln den Platz bei den Blumen freigeben.

Lincoln warf sich schnell am Ufer auf seine Kniee nieder,

um die tief über dem Wasser hängenden prächtigsten Blumen zu erreichen. Rosiana stand schweigend neben ihm und blickte, wie in einem Traum versunken, auf ihn nieder; sie hielt ihre Hand fest auf ihr Herz gepreßt, als wolle sie dessen rasche Schläge dämpfen, und drückte zugleich den dichten, schwarzen Schleier, der vor ihrem Antlitz herabhing, gegen die Brust.

Lincoln brach tief unten am Ufer die schönsten Blumen, legte sie, ohne sich umzusehen, neben sich in das Gras und strich seine glänzend schwarzen Locken zurück, die beim Niederbeugen über die schäumende Fluth des Wasserfalles hinabhingen. Beide schienen den Augenblick gern noch zurückzuhalten, in dem sie ihren Gefühlen, ihren Gedanken wieder Worte geben sollten, beiden schien die eingetretene Pause wohlzuthun, und beider Verlegenheit war es willkommen, ihre Blicke von einander abwenden zu können. Jetzt hatte Lincoln abermals eine handvoll Blumen gepflückt, er nahm die bereits im Grase liegenden gleichfalls auf, wandte sich, auf dem Knie liegend, nach Rosiana um und hielt ihr den Strauß schweigend, aber mit einem Blick entgegen, der ihr deutlich sagte, was in seinem Herzen vorging.

Rosiana fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß, die eingetretene Dämmerung und der Schleier waren ihr Trost, sie setzte ihren kleinen Fuß zögernd dem jungen Mann um einen Schritt näher, streckte ihre schöne Hand nach den Blumen aus, ein Luftzug warf den Schleier von ihrem Antlitz zurück, und Lincoln schaute ihr nun offen in die großen, prächtigen Augen. Das glühende Carmin des dunkelnden Abendhimmels warf seinen Widerschein auf Rosianas schöne Gestalt und verwandelte den Anflug von Gelb ihrer zarten Haut in einen Hauch von Rosa. Wie ein Engel des Abends stand sie, von den schwarzen

Felsen und der dunkelen, schäumenden Fluth umgeben, vor Lincoln, der staunend, wie von einem Zauber umfangen, zu ihr aufsah und für einige Augenblicke keine Worte finden konnte. Aber beider Blicke drangen gegenseitig tief in ihre Herzen, und was ihre Lippen nicht aussprachen, hatten sich ihre Seelen einander gesagt.

„Ich muß gehen, es ist schon spät!" sagte Rosiana mit halblauter Stimme.

„Darf ich Ihnen die Blumen tragen?" bat Lincoln.

„Nur bis an das Ufer, nicht weiter. Sie dürfen mir nicht folgen, wenn Sie mir wirklich dankbar sind."

„Soll ich nur in den Himmel gesehen haben, um ihn wieder zu verlieren und der Verzweiflung überlassen zu werden?" sagte Lincoln flehend, „o nennen Sie mir wenigstens Ihren Namen, schönes Mädchen, sagen Sie mir, wer Ihr Vater ist, mein Leben hängt davon ab!"

Rosiana preßte beide Hände gegen ihre Brust, es fuhr wie ein Dolchstoß durch ihr Herz, und ihr Athem stockte.

„Nein — nein — den kann ich Ihnen nicht nennen — mein Herr," sagte sie mit halb erstickter Stimme und schlug die Augen nieder. „Sie kennen meine Gefühle nicht, Fräulein, mein Lebensglück liegt in Ihrer Hand; seien Sie barmherzig! Ich bin Ihres Vertrauens werth und werde es rechtfertigen." „Jetzt nicht — Sie dürfen mir nicht folgen, das versprechen Sie mir!" sagte Rosiana bittend und sah flehend zu Lincoln auf.

„Werde ich Sie denn wiedersehen?" „Wenn Sie mir versprechen, daß Sie nicht nach meinem Namen forschen wollen, ja."

„So sagen Sie wenigstens, wie ich Sie nennen soll, himmlisches Mädchen, die Heiligen, die Engel haben doch Namen."

„Nennen Sie mich Rosiana, das ist mein Name. Ich muß aber gehen, es dunkelt, leben Sie wohl," sagte die Mulattin und wandte sich dem Rückweg zu.

„Bis an das Ufer haben Sie mir es vergönnt, in Ihrer Nähe zu bleiben, nehmen Sie es nicht zurück," flehte Lincoln und trat an ihre Seite.

„So lassen Sie uns eilen," antwortete Rosiana und schritt nun schnellen Schrittes über die Insel hin, während Lincoln an ihrer Seite blieb.

„Glauben Sie sicher, daß ich die Minuten zähle, bis ich Sie wiedersehe, theure Rosiana!" sagte Lincoln im eiligen Vorwärtsschreiten, „wird mir der nächste Sonnenuntergang wieder dies Glück bereiten?"

„Ich kann es nicht versprechen, ob ich morgen wieder kommen werde," antwortete Rosiana, vor sich hinblickend.

„Ohne Sie, süße Rosiana, ist das Leben mir eine Qual; lassen Sie mich bald wieder in Ihre Himmelsaugen schauen."

„Sobald ich kann, ich verspreche es Ihnen. Da sind wir aber am Ufer. Jetzt müssen wir scheiden. Darf ich um die Blumen bitten?" sagte Rosiana, indem sie stehen blieb, und nahm Lincoln den Strauß ab.

„So geben Sie mir eine davon zurück, sie soll mir zeigen, ob Sie meiner gedenken. Wenn die Blume im frischen Wasser welkt, und ich habe Sie noch nicht wiedergesehen, so werde ich denken, daß Sie mich vergessen haben."

„Das werde ich nicht, wenn auch die Blume welken sollte, ehe wir uns wiedersehen. Leben Sie wohl," sagte Rosiana, zog eine Blume aus dem Strauß hervor und reichte sie Lincoln hin.

„Das ist das „Maidensheart" (Mädchens Herz), darf ich mir denken, daß es Rosianas Herz ist?" fragte Lincoln, indem er ihre Hand erfaßte.

„Gute Nacht," erwiderte Rosiana mit einem seelenvollen Blick, Lincoln preßte einen glühenden Kuß auf ihre Hand, und im nächsten Augenblick stand er allein an dem Ufer und sah der davon schwebenden Gestalt des schönen Mädchens nach, sah, wie sie bald darauf die Häuser erreichte und dann zwischen denselben verschwand.

Ohne sich umzusehen, durcheilte Rosiana die Straßen, ihre Schritte schienen mit den Schlägen ihres Herzens zu wetteifern, es war ihr so voll, so beklommen in der Brust, und der Funke, der schon seit dem ersten Zusammentreffen mit Lincoln in ihrem Herzen geglüht hatte, war zur lodernden Flamme angefacht. Vergebens warf sie den Schleier von ihrem Antlitz zurück und ließ die Nachluft um ihre Wangen spielen, vergebens holte sie tief Athem und fächelte sich mit den Blumen Kühlung zu, die Luft schien ihr heute Abend unerträglich warm und drückend. Bald hatte sie ihre Wohnung erreicht und wollte schnell auf ihr Zimmer eilen, als die Stimme des Pfarrers sie an der Treppe zurückhielt und sie vor die hintere Thür des Hauses rief. Dort saß der alte Mann auf seinem Lieblingsplatz unter den Magnolien und ließ sich von dem Blüthenduft des Gartens umwehen.

„Hast du dir wieder Blumen von der Insel geholt, Rosiana?" fragte er sie, als sie bebend aus der Thür hervortrat.

„Ja, Herr, schöne Blumen," antwortete sie mit Beklommenheit und hielt ihm den großen Strauß hin.

Der Geistliche nahm mit der einen Hand die Blumen, mit der anderen erfaßte er Rosianas Hand und sagte: „Deine Hand zittert ja, Rosiana, ist dir etwas Unangenehmes auf dem Wege begegnet?"

„O nein, Herr, garnichts, es ist so warm, und ich bin rasch gegangen, der Berg ist so steil," erwiderte sie

und zog ihre Hand zurück, da sie fühlte, daß sie heftig zitterte.

„Du bist in letzter Zeit weniger sorglos, weniger froh und heiter gewesen, Rosiana," fuhr der Geistliche fort, „nur zu wohl kenne ich die Ursache deines Ernstes, deines Kummers. Die Hand Gottes ruht schwer auf dir und deinen farbigen Brüdern und Schwestern! Ergebung, demüthiges Beugen unter den Willen des Herrn allein kann und wird dich trösten und aufrichten, er sendet dem Menschen die Prüfungen zu seinem Besten, wenn wir auch die Weisheit und Gnade seiner Fügungen nicht verstehen können. Oft habe ich mir Vorwürfe darüber gemacht, daß ich dir deine Erziehung gab, immer habe ich aber bald meinen Irrthum eingesehen und mich davon überzeugt, daß ich Recht handelte. Der vom Unglück belastete Mensch kann sich über das Schicksal erheben, wenn er es klar erkennt, und kann sich in sich selbst durch ein reines, edles Bewußtsein im eigenen Busen einen Himmel schaffen; der, welcher nur das Unglück fühlt, wird, wie das Thier, in ohnmächtiger Hingebung von ihm erdrückt.

Ich werde, so weit mir der Allmächtige die Macht dazu giebt, für dich sorgen; deine Seele habe ich gepflegt, deine Haut zu bleichen, steht nicht in meiner Macht. Nun gehe in das Haus, Morna wird das Abendbrot für dich bereit halten, und dann lege dich mit Gott zur Ruhe und lasse mich Morgen wieder dein heiteres, freundliches Lächeln sehen. Gute Nacht, liebe Rosiana."

Die Mulattin küßte die Hand des Geistlichen und ging mit ihren Blumen und mit den in ihrer Seele laut wiederhallenden Worten ihres Wohlthäters auf ihr Zimmer. Sie dankte ihrer Mutter für das angebotene Abendbrod und sank wieder am offenen Fenster in den

Stuhl, um den Sternen ihre Seligkeit, ihre Verzweiflung zu offenbaren.

Ihr junger Freund hielt sie für ein weißes Mädchen, darüber hatte sie die vollste Gewißheit; daß er sie liebte, innig liebte, war ebenso sicher; liebte er sie aber nur unter der Bedingung, daß keines Farbigen Blut in ihren Adern floß, und war es ein Unrecht, daß sie ihn in seinem Irrthum ließ? Sie wußte, sie konnte nie die Seine werden, weil das Gesetz der weißen Menschen es verbot; welches Gesetz der Welt aber konnte zweien Herzen verbieten, einander anzugehören! Er hatte ihr gesagt, daß ihm das Leben ohne sie eine Qual wäre, sie selbst fühlte es deutlich, daß sie ohne ihn nicht mehr leben möchte; war es nun recht, wenn sie durch das Bekenntniß ihrer Abkunft sie beide unglücklich machte, oder war es besser, wenn sie ihr beider Glück so lange als möglich erhielt? Er hatte ihr ja versprochen, daß er nicht nach Ihrem Namen forschen wollte, und das hielt er sicher, das konnte man in seinen treuen Augen lesen; sie hatte ihm ja auch nicht gesagt, daß sie weiß sei, und er war ihr gut geworden, so wie sie war; sie hatte ihn nicht aufgesucht, sie hatte ihn ja nicht veranlaßt, ihr gut zu sein, und jetzt, nachdem auch sie ihm gut war, jetzt konnte sie ihn nicht wieder meiden, und wenn es ihr das Leben gekostet hätte! Er war so lieb, so bescheiden, so offen, so schön, er hatte sie seinen Engel, seinen Himmel genannt, und nun sollte sie ihn von sich stoßen — sie sollte ihn elend machen — nimmermehr! Konnte ihre Liebe ihn wirklich beglücken, dann sollte er wahrlich glücklich werden, das war die Beantwortung der vielen Fragen, die Rosianas Herz stürmisch bedrängten, und sie fühlte, daß sie mit diesem Entschluß kein Unrecht beging.

Auch Lincoln verbrachte die Nacht ohne Schlaf, er

war zu glücklich, zu selig, als daß er sein Glück im Schlafe hätte einen Augenblick der Vergessenheit übergeben können. Rosiana war seine erste Liebe, und er fühlte, daß diese und sein Herz gleiche Lebensdauer haben würden. Morgen wollte er sich ihr erklären, sie sollte bald seine Gattin werden, es stand ja nichts ihrem Glück entgegen, er hatte sein gutes Brod, um eine Frau zu ernähren, er stand in Achtung und Ehren, sodaß sich kein Mädchen in der Stadt seines Namens zu schämen brauchte, und daß sie ihn liebte, das wußte er ja.

Warum aber wollte sie ihm ihren Namen nicht sagen? Der Gedanke quälte ihn, obgleich er sich nicht denken konnte, daß wirklich ein Grund vorhanden sei, ein Geheimniß daraus zu machen. Es war sicher nur Schüchternheit und ein Gefühl von Unrecht, mit einem ihr unbekannten jungen Manne ein Verhältniß eingegangen zu haben, was sie abhielt, ihren Namen zu nennen. Wer sie auch sein mochte, Lincoln war fest entschlossen, sie zu seiner Frau zu machen, denn daß sie dessen würdig sei, das hatte er in ihrer Seele gelesen.

Der Tag zog heiter und prächtig am Himmel auf, und Lincoln begrüßte ihn mit hochschlagendem Herzen, es war der Tag, der ihm sein ganzes Lebensglück sichern sollte. Noch lag alles in dem Gasthaus in tiefem Schlaf, als Lincoln dasselbe verließ und in die Straße trat. Er mußte hinaus in die freie Natur, sein Herz war so voll, so überglücklich, er hätte die ganze Welt umarmen mögen und ihr sein Glück verkünden. Er eilte durch die Stadt dem Flusse zu und stand bald auf demselben Platze, wo er für Rosiana die Blumen gepflückt hatte. Alles um ihn her war schöner, als er es jemals gesehen hatte; die Pflanzen und Blüthen waren frischer und prächtiger, die aufsteigende Sonne spielte blitzender auf den Thautropfen,

die an den Blättern hingen, die Wogen stürzten sich lustiger über die schwarzen, ernsten Felsen, und die Vögel sangen lieblicher und jubelnder in den Morgen hinein. Im Herzen Lincolns war ein Festtag erschienen, und er öffnete die Pforten seiner Seele weit, um ihn ganz einzulassen.

Als die Glocke im Kosthause zum Frühstück rief, hatte Lincoln die Höhe der Stadt wieder erreicht und eilte nach dem Speisesaal des Gasthauses, wo er schon alle seine Hausgenossen versammelt fand. Sein Morgengruß war heute so ungewöhnlich heiter und freundlich, daß alle verwundert nach ihm aufschauten.

„Ei, ei, Herr Lincoln, die Sonne zeigt sich ja wieder auf Ihrer Stirn," sagte eine der jungen Damen am Tisch, indem sie freundlich seinen Gruß erwiderte.

„Die Wolken auf der Ihrigen hatten sie meinem Blicke entzogen, schönes Fräulein," erwiderte er lächelnd mit einer Verbeugung.

„Aber wirklich, es muß Ihnen etwas sehr Angenehmes widerfahren sein, denn so heiter haben wir Ihr Gesicht lange nicht gesehen," nahm einer der Herren das Wort.

„Seine Liebe hat ihn erhört, nichts weiter, man kann es in seinen Augen lesen. Ich habe es ja immer gesagt, du wärest verliebt, und ich habe recht gehabt," sagte Fehrmann lachend.

„Du hast auch recht gehabt und hast auch im Augenblick wieder recht, bist du nun zufrieden?"

„Vollständig, und ich wünsche dir, daß dein Glück von recht langer Dauer sein möge. Mädchenliebe und Aprilwetter!" rief Fehrmann, abermals auflachend.

Trotz seiner auffallend heiteren Laune aber hielt sich

Lincoln doch nicht länger bei seinen Freunden auf, als nöthig war, sein Frühstück einzunehmen; mit einem halb triumphierenden Lächeln, welches deutlich verrieth, daß er im Besitze eines ihn beseligenden Geheimnisses war, grüßte er die Tischgesellschaft und eilte nach seinem Geschäftslokal. Die Arbeit flog ihm heute von der Feder, er hätte heute zehn Fragen auf einmal lösen können und würde doch noch einen Gedanken für Rosiana übrig gehabt haben. Es kam ihm vor, als arbeite er jetzt schon für das geliebte Mädchen, die nun bald seine Frau werden sollte. Er dachte sich, wie er künftig während des ganzen Tages fleißig sein würde, um dann zu Hause von seinem süßen Weibe mit offenen Armen empfangen und durch ihre Liebe für seine Arbeit belohnt zu werden.

Der Tag neigte sich, und etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang warf Lincoln die Feder auf den Schreibtisch, denn jetzt wollte es mit der Arbeit nicht mehr gehen, der Gedanke an Rosiana hatte alle anderen verschlungen. Er stand, mit Genugthuung auf den Schreibtisch blickend, auf, trat, mit den Händen in den Rocktaschen, in die Thür und blickte die Straße hinauf und hinunter. Dort unten im Westen standen schwere Wolken am Himmel. Wie jedermann in der Stadt hatte auch Lincoln seit Wochen schon mit Sehnsucht auf das Erscheinen von Wolken an dem ewig blauen Aether gehofft, denn die Gluth der Atmosphäre mehrte sich von Tag zu Tag, und der feine Staub, der die Luft schwängerte, wurde immer lästiger. Heute aber machte der Anblick des aufsteigenden Gewölkes keinen angenehmen Eindruck auf Lincoln, und er hielt mit Besorgniß seine Blicke auf dasselbe geheftet. Links und rechts von ihm waren die Geschäftsleute vor ihre Thüren getreten, schauten mit Wohlgefallen nach den Wolken hin und riefen sich gegenseitig die Hoffnung zu,

daß dieselben noch vor einbrechender Nacht ihre erquickenden, belebenden Fluthen über die sonndurchglühte Stadt ausgießen würden. Lincoln hörte es mit Widerwillen an und suchte sich selbst zu überzeugen, daß es nur leichtes, vorüberziehendes Gewölk sei. Er hatte wohl eine halbe Stunde gestanden, immer in der Hoffnung, daß der blaue Himmel sich wieder unter dem Gewölk zeigen möchte, doch es kam immer schwerer, immer schwärzer herauf.

Nach der Insel aber mußte er gehen, und wenn es Kieselsteine geregnet hätte. Er nahm seinen Hut, seinen Regenschirm, verschloß die Thür und begab sich auf den Weg.

„Wohin, Herr Lincoln, fürchten Sie sich nicht vor Regen?“ rief ihm sein nächster Nachbar zu.

„Sie wollen doch die Stadt nicht verlassen, Herr Lincoln? Es dauert keine Viertelstunde mehr, so bricht das Gewitter los; nehmen Sie sich in acht, daß es Sie nicht erwischt,“ rieth ein anderer ihm von seiner Thür aus, denn alle Bewohner der Straße sahen aus den Häusern hervor und schauten mit Verlangen nach dem aufsteigenden Gewölk. Lincoln aber rief ihnen zu, daß es sich zertheilen werde, und beeilte nur umso mehr seine Schritte.

Er konnte sich allerdings denken, ja er war überzeugt, daß Rosiana bei so drohendem Wetter nicht ausgehen würde, dennoch wollte er nicht verfehlen, an Ort und Stelle zu sein, mochte es kommen, wie es wollte. Bald hatte er den Fußsteig erreicht und wandte sich auf ihm der Insel zu, als die ersten schweren Regentropfen fielen. Das Gewölk bedeckte schon weit über ihn hinaus den Himmel, und die schwarzen Wolken rollten wie im Kampfe übereinander hin. Er hatte es aber schon mehrmals erlebt, daß solche schwere Gewitter sich dennoch vertheilt hatten und rasch von einem heftigen Winde verjagt

worden waren, darum schritt er schnell vorwärts und befand sich bald an dem Ziel seiner Wanderung. Natürlich war Rosiana nicht da, wie er es ja auch nicht anders erwartet hatte, dennoch war es ihm ein wohlthuendes Gefühl, jetzt hier zu stehen, denn er war überzeugt, daß die Geliebte in Gedanken sich hier bei ihm befand.

Ein Blitz zuckte in diesem Augenblicke blendend am schwarzen Himmel hin, und ein so furchtbarer Donnerschlag erschütterte die Erde, daß Lincoln unwillkürlich zusammenfuhr. Zugleich kam der Sturm brausend über den Fluß gezogen und thürmte die Wogen hoch vor sich auf. Pfeifend strich er durch das Gestein, so daß die alten Bäume in ihren Wurzeln stöhnten und die jüngeren sich mit ihren Häuptern vor ihm zur Erde neigten. Lincoln sprang hinter ein mächtiges Felsstück, um der Wuth des Orkans zu entgehen, und spannte dann, sich niedersetzend, seinen Regenschirm auf, denn jetzt brachen die Wolken, und die Fluthen strömten vom Himmel herab.

Es wurde mit jeder Sekunde finsterer, Blitz auf Blitz und Donner auf Donner raste über die Erde, und der Schaum der Wasserfälle trieb in fliegenden Massen über die Insel. Dabei heulte und tobte der Sturm, das Felsstück, hinter welchem Lincoln sich verbarg, schien ihm zu wanken, und zu seinem Schrecken bemerkte er, daß das Wasser die Insel zu überfluthen begann und sich rasch um ihn sammelte. Vielleicht war es noch Zeit, das Festland zu erreichen. Mit dieser Hoffnung sprang er hinter dem Felsen hervor, warf sich gegen den Sturm und kämpfte mit allen Kräften gegen ihn an zwischen dem Gestein hin, um auf den Fußsteig zu gelangen. Mit jedem Schritte aber wurde das Wasser tiefer und reißender, bald reichte es ihm bis an den Leib, und nun erkannte er, daß von dem Fußpfad nichts mehr zu sehen war.

Seine einzige Rettung bestand jetzt darin, das höchste Felsstück zu erklimmen und dort auszuharren. Nur mit großer Anstrengung kehrte er zu dem höheren Theil der Insel zurück, suchte, durch die schäumenden Fluthen spähend, einen Felsblock zu erkennen, dem er sich anvertrauen dürfte, und es gelang ihm, sich mit Hilfe des Griffes an seinem Regenschirm auf denselben hinaufzuschwingen. Kaum war es aber möglich, sich auf dessen kleiner Oberfläche zu halten; er mußte sich platt niederlegen, um nicht von dem Sturm herabgerissen zu werden.

In seiner neuen Stellung gewahrte Lincoln mit Entsetzen, wie auf allen Seiten die Wogen pfeilschnell an ihm vorüberschossen, und daß von der ganzen Insel nur noch die einzelnen höchsten Felsstücke und die Bäume aus ihnen hervorragten.

Die Finsterniß nahm rasch zu, und bald lag schwarze Nacht über dem tobenden, wüthenden Elemente, in der Lincoln nur noch den weißen Gischt zu erkennen vermochte, der in seiner Nähe an den Felsen hinaufschoß. Der Sturm wandte sich mehr und mehr gegen die Strömung, und immer höher und näher zu Lincolns Rettungsplatz stieg das Wasser an dem Gestein auf. Nur noch ein Fuß Höhe trennte ihn von den unter ihm durchbrausenden Wogen, und schon warfen sie, sich an dem Felsen brechend ihren Schaum über ihn hin. Die Steinfläche, auf der er sich befand, bot ihm kaum Raum genug, darauf zu liegen, und nirgends fand er einen Haltepunkt, um sich daran festzuklammern.

Durchnäßt und kalt lag er regungslos da und starrte in die schwarze Finsterniß hinaus, die nur für Augenblicke von dem glühenden Licht der Blitze verdrängt wurde. Dann erkannte Lincoln die weite, dahinjagende Wasserfläche, die roth beleuchteten Felsenspitzen und die schweren

Wolken, die über ihn hintrieben, und im nächsten Augenblick war das Schreckensbild wieder von der Nacht verschlungen.

Es mußte schon weit nach Mitternacht sein, als der Sturm nachließ, die Wolken sich theilten und die Sterne hier und dort zwischen ihnen hervorblickten. Es waren Hoffnungssterne für Lincoln, und mit dankerfülltem Blicke sah er flehend zu ihnen auf. Er beobachtete nun mit größter Aufmerksamkeit die Wasserlinie unter sich an dem Stein, die nur noch einen halben Fuß von seinem Körper entfernt war. Gottlob, sie hob sich nicht mehr, und nach einiger Zeit bemerkte er sogar, daß sie sich wieder senkte. Endlich zeigte sich der erste bleiche Schimmer des Tages, und Lincolns Hoffnung wuchs mit dem Zunehmen des Lichtes, denn daß die ungewöhnliche Höhe des Flusses und das Verschwinden der Insel bald viele Neugierige an das Ufer bringen würde, konnte er nicht bezweifeln.

Wie er dachte, so geschah es, kaum war es vollkommen Tag geworden, als Leute aus der Stadt kamen und sich dem Flusse näherten; Lincoln spannte schnell seinen Regenschirm auf und hob ihn winkend hoch über sich in die Luft. Sofort erkannte er, daß die Neugierigen am Lande ihn bemerkt hatten, ja er hörte trotz des Brausens des Stromes ihre Stimmen und sah, wie mehrere von ihnen nach der Stadt zurückliefen. Ehe eine halbe Stunde verfloß, hatten sich viele Hunderte am Ufer eingefunden, und jetzt gewahrte Lincoln, daß man ein großes Boot auf einem Wagen herangefahren brachte. Es wurde ins Wasser gelassen, viele Männer, mit Rudern und Stangen bewaffnet, stiegen hinein, und nun ging es von Baum zu Baum, von Fels zu Fels auf Lincoln zu. In dem Boote befanden sich auch seine Freunde Franval und Fehrmann. Ersterer stand an der Spitze des Schiffes,

zog es bald mit dem eisernen Haken einer langen Stange an einen Baum oder Felsen heran, bald stieß er es mit ungewöhnlicher Kraft von ihnen zurück, um es vor Umschlagen zu bewahren, und jetzt rief er Lincoln bei Namen und verkündete ihm jubelnd Rettung.

Mit entsetzlicher Anstrengung wurde das Schiff glücklich zu dem Felsen geführt, auf dem Lincoln lag. Dieser war aber so sehr aller Bewegungsfähigkeit beraubt, daß seine Freunde ihn in das Boot heben mußten, wo er ohnmächtig niedersank. Mit demselben Aufwand von Kräften arbeiteten sich die verwegenen Schiffer wieder durch die reißende Strömung zurück und landeten glücklich am Ufer. Franval trug seinen Freund in einen seiner harrenden Wagen und eilte mit ihm nach dem Kosthause, um ihn dort zu pflegen und womöglich die bösen Folgen seines Abenteuers von ihm abzuwenden.

Das Ereigniß ging schnell von Mund zu Mund, es war der Gegenstand allgemeiner Unterhaltung in der Stadt, und in der Abendzeitung erschien schon ein langer Artikel darüber, worin große Freude über die Rettung dieses hoffnungsvollen, so sehr um das Wohl der Stadt verdient gewordenen jungen Mannes ausgesprochen wurde.

Gegen Abend saß der Pfarrer Nelson unter den Magnolien hinter seinem Hause und erfreute sich an dem frischen Grün, welches der heftige Regen in vergangener Nacht über seinen Garten ausgegossen hatte. Die Luft war rein und kühl, und die Sonne schien wohlthuend und erquickend. Rosiana trat zu ihm aus dem Hause und reichte ihm die Zeitung, die soeben gebracht worden war.

„Setze dich ein wenig zu mir, Rosiana, die frische Luft wird auch dir gut thun," sagte er zu der Mulattin, indem er ihr die Zeitung abnahm.

Rosiana folgte seinem Wink, sie ließ sich in dem Stuhl neben ihm nieder und hielt, während der Geistliche in der Zeitung las, ihre Augen auf die Sonne gerichtet. Sie dachte an Lincoln und an die Insel, von der sie nicht wußte, daß sie von dem Wasser verschlungen war. Gestern Abend hatte das schreckliche Wetter es unmöglich gemacht, dorthin zu gehen, und sicher war Lincoln auch nicht dort gewesen, aber der heutige Abend war ruhig und mild, und Rosiana wollte ihrem Versprechen, sobald es ihr möglich sei, wieder auf die Insel zu kommen, nicht untreu werden. Es war noch nicht Zeit, zu gehen, doch war der Sonnenuntergang auch nicht mehr sehr fern; bald sah sie nach dem sinkenden Gestirn, bald auf den Geistlichen, der heute wie es schien die Zeitung von Anfang bis zu Ende genau durchlesen wollte, denn er war immer noch auf der ersten Seite.

„Ei, ei, der Regen und Sturm gestern Abend hat ja den Fluß ganz ungewöhnlich angeschwemmt," sagte Nelson, indem er zu Rosiana aufblickte. „Deine schönen Blumen werden sehr gelitten haben; denke dir, die Insel ist ja ganz unter Wasser gesetzt. Und leicht hätte es auch ein Menschenleben kosten können, denn ein junger Mann, ein Advokat namens Lincoln, wurde heute Morgen auf einem der höchsten Felsen liegend bemerkt und nur mit großer Mühe von dort gerettet. Der junge Mann wird in der Zeitung sehr gepriesen, und man wünscht der Stadt Glück, daß ihn die Vorsehung erhalten hat. Wie mag der aber auf den Felsen gekommen sein? Bei dem Wetter auf die Insel zu gehen!"

Der Pfarrer hatte seine Blicke während dieser Worte wieder auf die Zeitung geheftet und las darin weiter, sonst wäre ihm sicher die auffallende Veränderung in Rosianas Erscheinung nicht entgangen; denn das letzte

Roth von ihren Wangen und Lippen war verschwunden, sie hatte ihre bebenden Hände gefaltet in ihren Schoß sinken lassen, und auf ihren schönen Zügen hatten sich Schreck und Angst deutlich ausgeprägt; sie sah zum Himmel auf wie eine Betende, und zwischen ihren langen Wimpern glänzte eine Thräne.

„Ich habe es schon einmal erlebt, daß die Insel überschwemmt wurde," fuhr Nelson nach einer Weile fort, indem er das Blatt auf seine Knie sinken ließ. „Ein Sturm gegen den Strom bei so schwerem Regen war, wie gestern, auch damals die Veranlassung, doch verläuft das Wasser schnell wieder, und ich bin überzeugt, daß bereits die Insel wieder frei ist. Freilich wird man nun nicht auf dieselbe gelangen können, denn die kleinen Stege, die auf dem Fußsteig von Stein zu Stein gelegt waren, sind gewiß fortgerissen."

Rosiana schwieg und blickte vor sich nieder, und es trat eine Pause ein, während welcher der Geistliche die Mulattin mitleidig betrachtete und dann mit Theilnahme zu ihr sagte:

„Komm, Rosiana, gieb dich nicht immer deinen trüben Betrachtungen hin, du verbitterst dir dadurch dein Leben, und mir ist deine ernste Stimmung immer eine Art von Vorwurf. Sei zufrieden und sei wieder froh, wie früher, mir zu Liebe; Gott wird dich nicht verlassen."

„Nein, nein, guter Herr, es soll ja kein Vorwurf sein, wenn ich manchmal ernst bin. Ich kenne ja kein anderes Gefühl gegen dich, meinen Wohlthäter, als das des innigsten, heißesten Dankes. Vergieb mir, du sollst mich auch nicht wieder traurig sehen!" sagte Rosiana heftig bewegt und erfaßte des Pfarrers Hand, während sie mit Thränen in den Augen lächelnd zu ihm aufsah.

Auch dieser schien tief ergriffen, drückte der Mulattin die Hand und sagte nach einer kurzen Pause:

„Das Gesetz ist wirklich gegeben, wonach keine freien Farbigen im Staate verweilen dürfen, es soll dir aber keinen Nachtheil bringen, denn so lange ich lebe, brauchst du nicht dem Gesetze nach frei zu sein, da du es ja in der That bist, und ich werde dafür sorgen, daß du nach meinem Tode von niemandem abhängig sein wirst, dann magst du dies Land verlassen und dir eine andere Heimath wählen, in der die Menschenrechte mehr geschützt sind, als in diesem Staate. Deshalb beruhige dich über deine Zukunft und vertraue auf Gott!"

Rosiana küßte die Hände ihres Wohlthäters und dankte ihm mit den Thränen, die ihr die Worte erstickten.

Die Sonne war gesunken, als der Pfarrer sich ins Haus begab, und Rosiana nahm die Zeitung mit auf ihr Zimmer, um dort den Artikel über den jungen Advokaten Lincoln selbst zu lesen, denn daß dieser der Freund ihres Herzens sei, davon war sie überzeugt. Sie las den Aufsatz und laß ihn wieder, während das Blatt in ihrer Hand immer mehr zitterte.

Lincoln war also sein Name — er war ihretwegen trotz des Unwetters auf die Insel gegangen, obgleich er ja doch hatte voraussetzen müssen, daß sie nicht kommen würde, nein, nicht kommen könnte, daß es rein unmöglich für sie gewesen war, sich hinzugeben; und doch war er dort gewesen, und das Wasser hatte ihn überrascht. Wie leicht hätte er ums Leben kommen können — vielleicht war er krank geworden, denn er war ja in einer entsetzlichen Lage gewesen! Tausend Gedanken, tausend Besorgnisse durchkreuzten Rosianas Seele, und sie verbrachte eine ruhelose, bange Nacht.

Am andern Morgen aber, als die Sonne aufgestiegen war, hielt es sie nicht länger im Hause, sie warf Tuch und Schleier über und eilte zu dem Flusse hinab, um zu sehen, in welchem Zustande die Insel sei. Sie hatte eben die letzten Häuser erreicht und wollte um dieselben hervor nach dem Strome gehen, als sie Lincoln gewahrte, der, von zwei Negern gefolgt, an dem Ufer hinschritt. Der eine der Neger führte schwere, hölzerne Bretter auf einem Schiebkarren, und der andere trug eine Axt und eine Holzsäge.

Rosiana fuhr zurück und blieb hinter der Hausecke stehen, von wo sie, ohne gesehen zu werden, dem geliebten Freund mit ihren Blicken folgen konnte. Der freudige Schreck, der sie beim Anblick desselben getroffen hatte, drängte ihr das Blut so plötzlich nach dem Herzen, daß es bald seine Schläge aussetzte, bald wieder umso stürmischer pochte. „Gottlob, er ist gesund!“ sagte Rosiana leise zu sich selbst und hing mit freudigem Blick an seiner schönen, männlichen Gestalt. Wie leicht und wie festen Trittes schritt er dahin — wie glänzte sein schwarzes Lockenhaar in dem heißen Sonnenschein, und wie dunkel sahen seine großen, schönen Augen unter dem breitrandigen Strohhut hervor! Wohin mochte er wohl gehen wollen, und was sollten die Neger wohl für ihn arbeiten? Jetzt hatte er den Fußsteig erreicht, der auf die Insel führte, die schon wieder ganz von Wasser frei war; er hielt an, er sprach zu den Negern, diese nahmen etliche der Bohlen von dem Schiebkarren und folgten Lincoln auf den Fußsteig.

Nun wußte Rosiana, was ihn hierherführte: er wollte den Fußpfad wieder für sie herstellen, damit sie auf die Insel gelangen könne, er dachte an sie; ach, daß sie es ihm hätte sagen können, daß sie in seiner Nähe war und

auch an ihn dachte, innig und herzlich! Jetzt verschwand er mit den Negern zwischen dem Gestein, Rosiana warf noch einen Blick auf den Fleck, wo sie ihn zuletzt gesehen hatte, und wandte sich dann eilig nach ihrer Wohnung zurück. Heute Abend sollte er sie sicher wiedersehen. Beiden war noch niemals ein Tag so lang vorgekommen, und beiden hatte die tropische Sonnengluth noch nie so erträglich geschienen; sie trocknete ja den Weg, der sie wieder zusammenführen sollte. Endlich neigte sich die Sonne, die Schatten wurden länger, der Abendwind zog kühlend über das Land, und die Blumen öffneten ihre Kelche wieder.

Lincoln hatte zuerst die Insel erreicht und stand mit banger, zweifelnder Sehnsucht im Herzen auf demselben Platz, wo ihm Rosiana den ersten Hoffnungsstrahl für ihre Gegenliebe ins Herz gegossen hatte. Sollte sie aber auch ihres Versprechens eingedenk sein und kommen, und sollte sie es überhaupt wohl versuchen, ob der Fußsteig den Zugang zu der Insel noch gewähre, oder sollte sie sich mit dem Gedanken zufrieden stellen, daß der Pfad durch die Fluth zerstört sei? Wenn sie ihn wirklich liebte, dachte Lincoln, so ging sie sicher wenigstens bis an den Fluß, um sich selbst davon zu überzeugen, und dann kam es ihm auch vor, als müsse sie es voraussetzen, daß er den Weg sofort wieder herstellen oder allerwenigstens ihrer bei Sonnenuntergang am Ufer warten würde. Die Liebe hat ja ihre eigenen, unsichtbaren Boten, die von Herzen zu Herzen eilen, die Hoffnungen, Wünsche, Grüße und Seufzer herüber und hinüber tragen und liebende Seelen durch ungemessene Welträume zusammenführen!

Lincoln fühlte es deutlich, Rosiana würde kommen, und alle Besorgnisse, alle Zweifel scheiterten an dieser inneren Stimme. Bald sah er nach der Sonne, bald

richtete er seine verlangenden Blicke zwischen den Felsen hin dem Ufer zu, als könne seine Sehnsucht die Geliebte herbeiziehen. Die Sonne war versunken, der Himmel glühte in seinen prächtigsten Farben, der Abendstern, der traute Freund der Liebe, glänzte und funkelte, und die Dämmerung verkündete auf zitternden Schwingen die nahende Nacht.

Da bewegte es sich dem Ufer zu, eine Frauengestalt schwebte auf dem Fußsteige der Insel entgegen, sie war's, die Heißersehnte, Lincolns Herz sagte es ihm mit lautem, stürmischem Pochen. Noch wenige Augenblicke, und er hielt die Hand des geliebten Mädchens in der seinen.

Weder Lincoln noch Rosiana fanden Worte; die Gefühle für einander, die während ihrer Trennung beider Herzen so übermächtig bewegt hatten, überwältigten sie in dem heißersehnten Augenblick des Wiedersehens; Lincoln fühlte, wie Rosianas Hand bebte, er blickte fragend und bittend in ihre großen, dunkeln Augen, dort stand Genehmigung, seelenvolle Hingebung geschrieben, er zog das schöne Mädchen an sich, und schweigend sank sie an seine Brust. Ihre Herzen schlugen zusammen, ihre Lippen gelobten sich in heißem, langem Kusse innige, ewige Liebe, und in beseligendem, himmlischem Rausche waren ihre Seelen zu einer verbunden. All ihr Bangen, ihr Zagen, ihr Zweifeln war verschwunden, all ihr Hoffen, ihr Sehnen war gestillt, es gab kein Leiden, keinen Schmerz mehr für sie, und die Welt hatte sich für sie in einen Himmel umgewandelt.

Das Schicksal aber giebt dem Menschen nur Minuten höchsten Glückes, kaum genug, um ihn den Himmel ahnen zu lassen, dann ruft es ihn in die rauhe Wirklichkeit zurück, und von ihrer kalten Hand wird sein Herz wieder zusammengepreßt. Die einbrechende Nacht weckte auch die

beiden überglücklich Liebenden aus ihrem Wonnetraum und mahnte sie daran, daß sie noch dieser Welt angehörten. Schmerzlich war ihr erstes Erwachen, denn schon sollten sie wieder scheiden. Nun bedurften sie der Worte, um ihren vollen, überströmenden Herzen Luft zu verschaffen, um sich durch heiße Versprechen, durch glühende Versicherungen den Abschied zu erleichtern. Ewige Liebe und Treue gelobten sie sich wieder und wieder; doch die Zeit drängte, und Rosiana bat, sie an das Ufer zu geleiten.

„Heute, himmlische, süßeste Rosiana, heute wirst du mir doch erlauben, daß ich dich nach Hause begleite?“ sagte Lincoln bittend und zog sie abermals an sein Herz.

„Heute nicht, Theuerster, du mußt es mir versprechen!“ erwiderte Rosiana zagend und flehend.

„Aber, Engelsmädchen, was hast du denn jetzt noch für einen Grund, mir deinen Namen zu verheimlichen? Ich habe dir den Meinigen allerdings selbst noch nicht gesagt, ich heiße —“

„Lincoln, mein Geliebter, den die ganze Stadt ehrt, und dessen Liebe mich ebenso stolz, wie glücklich macht. Aber wüßte ich deinen Namen nicht, ich würde nicht darnach fragen, vielleicht wäre es besser, daß ich ihn nicht wüßte, und daß wir hierin gleich ständen. Ich liebe ja deinen Namen nicht, den Schall, womit dich die Welt bezeichnet, in meinem Herzen hast du doch einen anderen Namen, denn du bist mir ja etwas anderes, als was du der Welt bist. Sage mir deinen Taufnamen, den meinigen weißt du, und wozu bedürfen wir noch eines andern?“

„Nenne mich Edward, beste Rosiana, aber willst du denn unser Glück nicht bald vollenden und mein süßes, mein angebetetes Weib werden?“ fragte Lincoln flehend und dringend und senkte seine Lippen auf ihre weiche Hand.

„Sieh nur, wie die Dunkelheit rasch zunimmt, Edward, ich muß gehen, komm, geleite mich an das Ufer!"

„Gern, gern, komm, laß uns gehen, aber antworte mir auf meine Frage, meine einzig geliebte Rosiana, warum willst du mir mein Glück nicht auf einmal aussprechen?"

„Ich werde dich lieben und dein bleiben, so lange meine Seele lebt, frage nicht weiter: macht dich meine Liebe nicht ganz glücklich? Nun frage aber nicht weiter, bis ich dir selbst mehr sage," entgegnete Rosiana mit halberstickter Stimme.

Sie hatten bald das Ufer erreicht, Rosiana sank abermals an die Brust des stürmisch bewegten jungen Mannes, noch ein inniges Lebewohl, und Rosiana wand sich mit den Worten: „Bis morgen, mein Edward," aus den Armen ihres Geliebten.

Als ziehe sie seine Seele mit sich fort, so blickte er ihr mit ausgestreckten Armen nach und sah sie in der Dunkelheit zwischen den Häusern verschwinden.

Beseligt und doch mit einem peinigenden Gefühl im Herzen schritt er durch die düstern Straßen dem Kosthause zu und konnte den Widerspruch, der in Rosianas Worten und Betragen lag, nicht enträthseln. Dennoch war er überglücklich in dem Bewußtsein, von dem süßesten, lieblichsten Mädchen, dem er jemals begegnet war, geliebt zu werden. Er suchte sich zu überreden, daß ihm der Name ja vollkommen gleichgiltig sein könne, denn wer sie auch sein mochte, ohne sie wollte, ja konnte er nicht mehr leben. Sie liebte ihn, sie wollte sein werden, das hatte sie ihm versprochen, und damit waren alle seine Wünsche, seine Hoffnungen erfüllt.

Der folgende Abend führte ihm die Geliebte wieder ans Herz, schöner und reizender, als er sie bis jetzt ge-

sehen hatte; die Unsicherheit, das Zögern und Bangen war von ihrer Erscheinung verschwunden, unverhohlene, unbedingte Liebe strahlte ihm offen aus ihren prächtigen Augen entgegen, und mit seelenvoller Innigkeit schmiegte sie sich in seine Arme.

Wochen eilten dahin, der Mond hatte seinen Kreis gefüllt, und jedes sinkende Tageslicht hatte den Liebenden den Weg zu ihrer Wiedervereinigung auf der Insel gezeigt, doch immer noch ruhte Lincoln gegenüber der Schleier des Geheimnisses auf Rosianas Abkunft. Wieder und immer wieder hatte er ihr geloben müssen, jede Gelegenheit, die ihm Auskunft darüber geben konnte, zu vermeiden, und treulich hatte er sein Versprechen gehalten.

Sechstes Kapitel.

Es war an einem Sonntagmorgen, als der Pfarrer Nelson aus der Kirche, wo er Gottesdienst gehalten hatte, nach Hause zurückkehrte und, die schwarze Mütze abnehmend, in dem Hausflur stehen blieb, um sich in dem leichten Luftzug, der durch denselben strömte, etwas von der Sonnengluth zu erholen, die ihn in der staubigen Straße auf dem Heimwege fast zu Boden gedrückt hatte. Er trocknete sich mit dem Taschentuch die Stirn, als Rosiana von ihrem Zimmer die Treppe herabeilte, um ihrem Wohlthäter den schwarzen Talar abzunehmen, denn sie hatte ihn durch das Gärtchen vor dem Hause kommen sehen. Sie war ihm behülflich, das Kleid abzulegen, trug es nach dem Schranke und folgte dann schnell ihrem Herrn in sein Zimmer, um ihn zu fragen, ob sie ihm außerdem noch einen Dienst erweisen könne. Der alte Herr hatte sich in dem Armstuhl zwischen den offenen Fenstern niedergelassen, und wehte sich mit einem großen Fächer Kühlung zu, als die Mulattin eintrat.

„Du warest am vergangenen Sonntag nicht in der Kirche, Rosiana, und, irre ich mich nicht, so hast du sie auch vor vierzehn Tagen versäumt. Heute Abend wirst du sie wohl besuchen, nicht wahr?“ sagte er freundlich zu dem erröthenden Mädchen.

„Gewiß, Herr, werde ich hingehen. Ich wurde am Sonntag abgehalten!“ erwiderte Rosiana mit verlegenem Tone.

„Wie gern sähe ich es, daß du zu mir in die Kirche kämst,“ fuhr der Pfarrer fort. „Die weißen Christen wollen euch Farbige aber nicht einmal vor Gott als ihres Gleichen dulden. Wenn sie euch dann doch wenigstens einen ordentlichen, gebildeten Prediger gäben; so aber redet ein geistig vollkommen beschränkter Neger zu euch, dessen gehaltlose Worte die Anschauungen über die christliche Religion bei der größeren Mehrzahl seiner Zuhörer nur verwirren können. Es war heute drückend heiß in der Kirche, seit langer Zeit ist mir das Reden nicht so sauer geworden. Der junge Mann, den vor einigen Wochen die Vorsehung vom Tode rettete, als ihn das Wasser auf der Insel überrascht hatte, saß heute in der vordersten Reihe meiner Zuhörer. Sein ernstes, andächtiges Wesen fiel mir auf, weshalb ich nach beendigtem Gottesdienst den Küster nach seinem Namen fragte und hörte, daß er der junge Advokat Lincoln sei, für dessen Erhaltung man dem Himmel in der Zeitung gedankt hatte. Ich glaube aber, der Herr hat ihm die Prüfung zugesandt, damit er in sich gehen und Seinesgleichen nicht fernerhin zum Thiere herabwürdigen möchte. Er ist derjenige, der das neue Gesetz gegen euch Farbige ins Leben gerufen hat, und der euch mit kalter Herzlosigkeit und Selbstsucht bis aufs Blut verfolgt. Man hat ihm den Namen „die Negerpeitsche“ als Ehrentitel beigelegt.“

Rosiana war bei dem Beginn dieser Rede das Blut nach den Wangen geströmt und hatte sie mit brennendem Purpur übergossen, bei den letzten Worten des Geistlichen aber war sie bleicher und bleicher geworden, eine eisige Kälte lief ihr durch die Glieder, sie wankte zurück,

wollte sich an dem Stuhl halten und fiel regungslos zu Boden.

Der Pfarrer sprang entsetzt auf, beugte sich zu der Ohnmächtigen nieder, um sie aufzuheben, seine Kräfte aber reichten nicht hin; er rief die Negerin Morna mit aller Macht seiner Stimme bei Namen und lief, da dieselbe ihn nicht hörte, nach der Küche, um sie zur Hilfe herbeizuholen. Vereint hoben sie Rosiana auf das Sofa, Morna befeuchtete ihre Stirn und Schläfe mit kaltem Wasser, hielt ihr Essig vor den bleichen Mund und rieb ihre kleinen Hände; doch lange Zeit widerstand die tiefe Ohnmacht dem rückkehrenden Leben. Endlich bewegte sich ihr Athem.

Die Ursache ihrer Ohnmacht stand mit dem Erwachen wieder lebendig und entsetzlich vor ihrer Seele; Lincoln, ihr einzig, innig geliebter Lincoln war ihr ärgster Feind, ihr herzlosester Verfolger, man hatte ihn zum Dank dafür „die Negerpeitsche" genannt, und Rosiana, sie, eine Halbnegerin, mußte ihn lieben! Ihre Hände lagen gefaltet in ihrem Schoß, ihre Thränen fielen von ihren langen Wimpern, und wortlos, selbst ohne zu schluchzen, saß sie da, auf den Boden vor sich niederblickend, ein Bild stummer Verzweiflung. „Aber, liebe Rosiana, was ist dir denn, bist du krank? so rede doch!" sagte der Pfarrer in Angst und Schrecken und legte seine zitternde Hand auf ihre Schulter, sie aber gab keine Antwort und regte sich nicht. „Komm, Rosiana, laß mich dich auf dein Zimmer führen, dort wird dir besser werden," sagte ihre Mutter und schlang ihren schwarzen Arm um ihr schönes Kind. Rosiana folgte willenlos der Aufforderung und ließ sich nach ihrer Stube geleiten. Dort sank sie auf ihr Lager nieder und winkte ihrer Mutter, sie allein zu lassen. Kaum aber hatte sich Morna aus dem Zimmer entfernt,

als Rosiana ihre Hände vor ihr schönes Antlitz preßte und bitterlich zu weinen begann. Der Thränenstrom gab ihrem tiefbekümmerten Herzen keine Erleichterung, es war ihr, als wären es Thränen bei ihrem letzten Abschied von Lincoln, und als sie sich ausgeweint hatte, war sie entschlossen, ihn nie wiederzusehen.

Er liebte sie heiß und aufrichtig, das wußte sie wohl, aber sie wußte auch, daß er ein weißes Mädchen in ihr liebte, und der Gedanke brachte sie zur Verzweiflung, daß er die Farbige, wenn er sie erkannt hätte, mit Verachtung von sich stoßen würde. Darum wollte sie selbst ihn verlassen, und wenn es ihr auch das Herz brechen sollte. In stummem Hinbrüten verbrachte sie den Tag, Morna, die wiederholt zu ihr kam, bat sie, sie allein zu lassen, und dem Geistlichen, der sich gleichfalls zu ihr begab, sagte sie, daß sie sich besser fühle und nur der Ruhe bedürfe. Ihr Schmerz hatte den Höhepunkt erreicht, wo er sich in dumpfe Ergebung verwandelt hatte, und nur noch ein Entschluß blieb ihr im Herzen zurück, der, daß sie spurlos vor Lincoln verschwinden wollte. Aber wie konnte dies geschehen? Sich hier vor ihm verborgen zu halten, war unmöglich, lebendig zu fliehen ebenso unausführbar, was sollte sie thun, wohin sollte sie sich wenden, um ihm nie wieder zu begegnen? Nirgends Trost, nirgends Hoffnung!

Was hielt sie denn aber noch in dieser Welt zurück, warum wollte sie dies Leben nicht verlassen, welches ihr nur noch Qual, Verachtung, Verzweiflung bot? Ja, es sollte zu Ende gehen, der Tod allein bot Rettung, das Herz, das schmerzende, blutende Herz, sollte aufhören zu schlagen.

Rosiana dachte an die Insel, an die brausende, tiefe Fluth; dort, wo er ihr die ersten Blumen gepflückt, wo

sie ihm zuerst in die großen, liebevollen Augen geschaut und wo er sie eine Heilige, einen Engel genannt hatte, dort wollte sie von ihm und von dem Leben Abschied nehmen. Sie war mit den Händen vor der Stirn auf die Fensterbank gesunken, und abermals hatten sich ihre Augen mit Thränen gefüllt. Da trug der Abendwind den friedlichen Ton der Kirchenglocken aus der Ferne zu ihr herüber. Wie das tröstende Wort eines Freundes in der Noth sprach er zu der unglücklichen, verzweifelnden Rosiana, und wie schmerzlindernder Balsam berührte es ihr krankes Herz. Sie richtete sich auf, sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als erwache sie aus einem bösen Traum, es war ihr, als ob Gott zu ihr rede und ihr Trost zurufe; schnell nahm sie ihren Shawl und ihren Schleier aus der Kommode, hüllte sich in dieselben ein und verließ, wie von einem rettenden Engel geleitet, das Haus, nachdem sie ihrer Mutter gesagt hatte, daß sie zur Kirche gehe.

Lincoln hatte noch lange nach eingebrochener Nacht auf der Insel vergebens der Geliebten geharrt und wanderte dann ziellos durch die Straßen Richmonds, sinnend, was wohl der Grund ihres Nichterscheinens gewesen sein möchte. Es war schon nach neun Uhr, als er die Höhe der Stadt erreichte und auf dem Platz vor dem Kapitolium anlangte. Ein mattes Licht zitterte durch die Finsterniß, die ihn umgab, er wandte sich nach Osten um, und vor ihm über den fernen, bewaldeten Gebirgen stieg der Mond in seiner vollen Majestät auf.

In diesem Augenblick ertönte in der nahen Kirche der Gesang der Andächtigen und zog die Aufmerksamkeit Lincolns auf sich. Es waren die farbigen Bewohner Richmonds, die dort Gottesdienst hielten, es waren dieselben, denen er alle Menschenrechte abgesprochen hatte

und doch verehrten sie denselben Gott als ihren Schöpfer, der ihn soeben daran erinnert hatte, daß es viele weniger glückliche Menschen gäbe, als er es war. Der Gesang klang ihm wie ein Vorwurf über seine Handlungsweise. Waren es diese Menschen, die so viel unglücklicher waren, als er selbst?

Bei Gott, Lincoln, nun ist es weit genug mit dir gekommen!" rief plötzlich Fehrmann, der mit Franval nahe zu dem jungen Advokaten getreten war, ohne von ihm bemerkt zu werden. „Du wandelst einsam und allein im Lichte des keuschen Mondes und klagst ihm dein Weh oder verkündest ihm das übermäßige Glück deines Herzens! Warum sitzest du nicht nieder zwischen den rauschenden Wasserfällen auf der Insel und lässest dich von den Elfen mit Blumen schmücken?"

„Du bist ein Narr, Fehrmann; der Himmel erhalte dir deinen gesunden Magen und deinen guten Schlaf, sonst würdest du sehr unglücklich werden!" entgegnete Lincoln und reichte beiden Freunden die Hand zum Gruße.

„Laßt uns noch etwas auf- und abgehen, die Nacht ist zu reizend, als daß man sich schon in das Zimmer einsperren sollte," sagte Franval und schlang Lincolns Arm in den seinigen.

Sie waren mehrere Male auf dem großen Platze auf- und niedergegangen und schritten eben wieder vor der offenen Kirchthür vorüber, als Fehrmann sagte: „Kommt, laßt uns einmal in die Kirche gehen und uns den Verlauf solch eines Negergottesdienstes ansehen. Ich hörte, die Mulattinnen und Quadronen sitzen alle oben auf der Gallerie, weil sie sich soviel mehr dünken, als die Schwarzen, die in dem unteren Raume bleiben müssen."

„Ich bin es zufrieden, man hört dort mitunter wunder-

volle Stimmen," fiel Franval ein, und die drei Freunde richteten ihre Schritte der Kirche zu.

Das blendende Licht der vielen Gasflammen, die darin brannten, empfing sie beim Eintreten, und sie blieben gleich am Eingange zwischen den Säulen, auf welchen die obere Gallerie ruhte, stehen, da sie von hier aus schon drei Theile derselben und den ganzen untern Raum des Hauses übersehen konnten. Dieses war dicht mit Negern und Negerinnen angefüllt, deren wollige Köpfe das reine afrikanische Blut zur Schau trugen. Die größere Zahl von ihnen war in groben, baumwollenen Stoff gekleidet, doch hier und dort gewahrte man auch modische Tracht. Nirgends aber war unter ihnen ein Gesangbuch zu sehen, sie sangen das Lied aus dem Gedächtniß und gaben durch heftige Bewegungen mit den Armen, durch Klatschen in die Hände, durch Schlagen gegen die Brust, durch lautes Stöhnen und mitunter noch lautere Rufe und Schreie ihre Begeisterung zu erkennen.

Ein ganz anderes Bild gewahrte man über der Brüstung der Gallerie, es zeigte die gemischten Rassen zwischen weißen und schwarzen Menschen. Alle Hautschattierungen von einem dunkeln Braun bis zu dem zartesten Gelb, welches kaum noch von Weiß zu unterscheiden war, sah man hier vertreten. Die Augen aber waren alle dunkel, groß und von blendendem Weiß umgeben und blitzten und glänzten in dem hellen Lichte der Gasflammen wie ebenso viele Sterne. Auch das Haar war bei allen von der tiefsten schwärzesten Farbe und von ungemeiner Fülle, nur mehr oder weniger lockig.

Die Schönheit der Mädchen jedoch, die dort saßen und standen, war überraschend und wunderbar, und die Grazie in ihrer ganzen Erscheinung, sowie in ihren einzelnen Bewegungen unübertrefflich. Dabei war ihre Klei-

dung durchschnittlich sauber und mit großem Geschmack gewählt, und hin und wieder sah man die reichste Toilette. Die meisten von ihnen waren mit Gesangbüchern versehen. Dem Eingang gegenüber vor der Orgel standen zwölf dieser dunkeln südlichen Schönheiten, die mit ihren silberreinen, zauberisch melodischen Stimmen die ganze Versammlung übertönten, und es war nicht zu verkennen, daß man die schönsten Mädchen hierzu gewählt hatte.

Die drei Freunde standen wie von einem Zauber erfaßt und schauten nach der Gallerie hinauf, Lincoln aber insbesondere war tief ergriffen und konnte seine Blicke nicht von den großen, dunkeln Augen abwenden; unwillkürlich erinnerten sie ihn an die Augen seiner Rosiana.

Das Lied verhallte, es war das letzte, und der Gottesdienst war zu Ende. Die drei Freunde schritten bis an die Thür zurück, dort blieben sie stehen, um die Versammmlung bei sich vorübergehen zu lassen und die bewunderten Schönheiten nun auch in der Nähe zu betrachten, sowie auch diejenigen zu sehen, die gerade über ihnen auf der Gallerie gesessen hatten. Eine strahlende Gasflamme nahe der Thür warf ihr blendend helles Licht auf die Vorübergehenden, so daß sie wie vom Tageslicht beleuchtet wurden. Zuerst drängten sich die Schwarzen aus dem untern Raum mit Ungestüm vorüber, und erst als diese das Haus verlassen hatten, kamen die Farbigen von der Gallerie herab.

Die drei weißen jungen Herren waren der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller vorüberschreitenden Mädchen, und mancher feurige Blick wurde ihnen im Vorbeigehen zugesandt. Plötzlich kam eine schwarz verschleierte, hohe Mädchengestalt dicht bei den drei Freunden hinter dem nahen Pfeiler hervor, stutzte einen Augenblick, eilte dann

mit wankendem Schritt an ihnen vorüber, und ein kaum vernehmbarer Laut, wie ein unterdrückter Schrei, berührte ihre Ohren. Lincoln prallte zurück an die Wand, als ob er einen Geist gesehen hätte, und sah wie erstarrt der Verschleierten nach, bis sie die Kirchthür verlassen hatte und rasch davoneilte.

„Bei eurer Freundschaft, bei Gott, bei eurem Leben, daß mir keiner von euch folgt!" rief er seinen beiden Freunden zu und eilte in stürmischer Eile zur Thür hinaus.

Bald hatte er beim Scheine des Mondes die fliehende Gestalt der Verschleierten erkannt; wie ein Sturmwind flog er ihr nach und war in wenigen Augenblicken an ihrer Seite.

„Rosiana, um aller Heiligen Willen! Rosiana, du dort in der Kirche!" schrie er mit vor Aufregung zitternder Stimme und griff nach dem Schleier des Mädchens, das jetzt seitwärts in eine öde Straße einbog und noch einen letzten Versuch machte, ihm zu entfliehen. Der Schleier glitt von ihrem Antlitz, das Mondlicht fiel mit Tageshelle darauf, und Lincoln sah in die großen, verzweiflungverkündenden Augen seiner Rosiana.

„Großer Gott, Rosiana!" stöhnte er und hob, seine Hände ringend, die Arme gegen den Himmel auf.

„Edward!" sagte die Mulattin leise; ihre Hände fielen machtlos an ihr herab, ihr Antlitz senkte sich auf ihren Busen, und sie wankte einen Schritt von Lincoln hinweg, als dieser seine Arme um sie schlang und sie vor dem Zusammensinken bewahrte. Ihr Haupt war rückwärts gegen seine Schulter gesunken, und das Licht des Mondes zeigte ihm ihre halb geschlossenen Augen und das Beben ihrer Lippen.

„Rosiana, meine Rosiana, mein Leben, meine Seligkeit! Rosiana, höre mich, ich bin ja bei dir, dein Edward,

dein treuer Edward!“ rief ihr Lincoln jetzt in voller Verzweiflung zu, preßte sie fester an sein Herz und senkte seine Lippen auf ihren Mund.

Die leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte hielten Rosianas fliehende Seele zurück; die Mulattin athmete wieder stärker, sie schlug die Augen wieder auf und verbarg ihr Antlitz an der Brust des Geliebten. Plötzlich aber, wie aus einem Traum erwachend, fuhr sie zusammen und suchte sich seiner Umarmung zu entwinden.

„Töte mich, Edward!“ rief sie mit verzweifelter Stimme, „töte mich, ich habe dein Glück, deine Ruhe vernichtet, töte mich, ich bin deiner nicht werth, ich habe dich hintergangen, ich habe dich glauben lassen, ich sei deinesgleichen; ich bin Mulattin, die verachtete Farbige, laß mich sterben, laß mich zu deinen Füßen sterben!“

„Sei ruhig, Rosiana, ich liebe dich dennoch, ich würde dich lieben, und wenn du schwarz wärest; es giebt kein Glück, kein Leben mehr für mich ohne dich, du bist meine Seligkeit, mein Leben!“ Mit diesen Worten zog Lincoln die Mulattin abermals an seine Brust und schlang seine Arme fester um sie.

„Edward, du darfst mich nicht lieben, deine weißen Brüder, das Gesetz des Landes verbietet es dir; ich kann, ich darf dich nicht länger glücklich machen. Ich wollte heimlich von dir scheiden, Edward, ich wollte dir den Schmerz ersparen, dich deiner Geliebten zu schämen; der Himmel hat es nicht gewollt!“

„Ich frage nicht nach den Menschen, nicht nach dem Gesetz, du bist mein und mein sollst du bleiben, so wahr der Allmächtige auf uns niedersieht. Es giebt ferne Länder, Rosiana, wo niemand uns kennt, dorthin wollen wir fliehen, dorthin wollen wir unser Glück mit uns

nehmen. Komm, mein alles, laß mich wieder in deine treuen, frommen Augen schauen, sei wieder meine gute, meine liebe Rosiana."

Ueberwältigt von der Innigkeit, mit der die Mulattin sich an ihn schmiegte, glühte sein Kuß wie ein heiliger Schwur auf ihren Lippen, und in der Seligkeit des Augenblicks vergaß Rosiana den ungeheuren Schmerz, der noch vor wenigen Minuten ihr Herz zu zerreißen drohte.

„Edward — ist es möglich — darf ich es glauben, willst du mein bleiben, darf ich dich ferner lieben?" sagte sie mit flehender, vor der Größe ihres unverhofften Glückes bebender Stimme. „So nimm mich hin mit dem letzten Hauch meiner Seele, ich will dein sein in dieser und in jener Welt!"

Mit dem überströmenden Gefühl ihres neugeborenen Glückes schlang sie ihre Arme um den Geliebten. In seliger Wiedervereinigung standen sie lange unbeweglich da, ehe sich der Sturm ihrer Gefühle legte, und dann schmiegte Rosiana sich in inniger Hingebung an die Seite ihres Verlobten und ließ sich, von ihm umschlungen, ihrer Wohnung zu geleiten.

„Gehst du mit mir, süßestes Mädchen, wohin ich auch ziehen mag?" fragte Lincoln sie zärtlich.

„Wohin du mich auch führst, ja ginge es an das Ende der Welt, ich folge dir."

„Hast du einen Herrn, Rosiana?"

„Der Pfarrer Nelson ist mein Herr, mein Wohlthäter, ich war immer frei vor ihm, und vor dem Gesetze wollte er mich jetzt frei geben; aber das neue Gesetz —" hier stockte der Mulattin das Wort auf der Lippe, und Lincoln drückte sie mit einem Seufzer und einem ernsten Blick zum Himmel fest an seine Brust.

„Wir fliehen zusammen; fern von diesem Lande erkennt niemand die Farbige in dir; wir gehen nach dem Westen, an die Grenze von Mexiko, dort wird man dich für eine Spanierin halten."

„Wie du willst, mein Edward, ich folge dir bis in den Tod," flüsterte Rosiana und legte ihr lockiges Haupt gegen Lincolns Schulter.

„Verschließe dein Herz gegen jedermann, Rosiana, nenne meinen Namen nicht, sieh mich nicht an, wenn wir uns auf der Straße begegnen sollten, damit man dein Verschwinden und meine Abreise von hier nicht in Zusammenhang bringen kann; du darfst keine Spur hinterlassen."

„Ich habe niemanden, mit dem ich über dich reden sollte. Der gute Pfarrer würde mich aber sogleich frei geben, wenn er wüßte, daß er mein Glück dadurch gründete," erwiderte Rosiana halb fragend.

„Um Gotteswillen nicht, gäbe er dich jetzt frei und wir beide verließen Richmond in einer und derselben Zeit, so würden die Zeitungen bald ihre Muthmaßungen uns nachsenden. Nein, du mußt heimlich fliehen, und sobald ich kann, sende ich dem Pfarrer die Summe, die du ihm als Sklavin werth wareſt, ohne daß er gewahr wird, woher das Geld kommt. Er soll es nicht verlieren; aber wissen darf er über dein Schicksal nichts," entgegnete Lincoln rasch und bestimmt.

„Schreiben muß ich ihm aber doch bei meiner Flucht und ihn um Vergebung bitten; er ist so gut, so liebevoll gegen mich, kein Vater kann sein Kind besser behandeln; und wenn ich ihm sage, daß ich meinem Glück entgegengehe, so wird er den Einflüsterungen seiner bösen Schwester kein Gehör geben und wird mich nicht verfolgen lassen; davon kannst du überzeugt sein, Edward!"

„Das magst du thun, theuerste Rosiana. Ich werde nun überlegen, auf welche Weise wir die Reise am besten machen, vor allem aber muß ich meine Geschäfte hier abwickeln und erklären, daß mir der Aufenthalt hier nicht zusage, damit meine Abreise hier niemandem auffällt. Du machst während dieser Zeit gar keine Aenderung in deiner Lebensweise und zeigst dich so wenig, als möglich in der Stadt. Hat nicht der Pfarrer einen großen Garten hinter dem Hause, und könnten wir uns dort nicht treffen, beste Rosiana? Ich fürchte, man möchte uns auf der Insel doch einmal zusammen sehen, und dann gäbe es gleich Verdacht nach deiner Flucht."

„Der Garten hat an seinem Ende eine Thür, die nach einer andern Straße führt; ich könnte dir den Schlüssel dazu geben und ich würde dann in den Garten zu dir kommen können, wenn der Pfarrer zur Ruhe gegangen ist."

So riesenhaft und fürchterlich drohend auch das wenige schwarze Blut, welches in der Mulattin Adern floß, zwischen die beiden Liebenden und ihr Glück getreten war, so vollständig vernichtet war jetzt seine Gewalt über ihr Schicksal, nachdem sie sich vereinigt und beschlossen hatten, einander anzugehören.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen hatten sich alle Gäste des Kosthauses schon an dem Frühstückstisch eingefunden, nur der Stuhl neben Franval, der gewöhnliche Platz Lincolns, war noch nicht besetzt. Fehrmann, der an der andern Seite Franvals saß, hatte soeben seinen Teller mit gebratenem Schinken und Eiern, mit gesalzener Makrele, mit dampfend heißen Buchweizenkuchen und Syrup, sowie mit in Milch gekochten Maiskörnern gefüllt und begann diesen Berg von Leckerbissen zu vertilgen, als die Thür sich öffnete und Lincoln eintrat. Fehrmann sah von seinem Teller nach ihm hin und rief ihm mit einem triumphierenden Blick entgegen:

„Nun, habe ich nicht richtig prophezeit? Du bekehrter Negerfeind —" doch Franval fiel ihm in die Rede und stieß ihm mit dem Arm in die Seite, indem er sagte:

„Fehrmann, vergiß dich nicht," während Lincoln diesem einen drohenden, finstern Blick zuwarf.

Der junge Advokat wurde von allen Seiten aufs freundlichste begrüßt, und die Damen empfingen ihn mit Scherzen und Neckereien und sprachen ihre Hoffnung aus, daß er ihnen seine heitere Laune erhalten möge.

„Leider wird sie bald wieder getrübt werden," sagte er, „denn ich muß wahrscheinlich von Ihrer mir so theuern Gesellschaft scheiden. Es sind mir sehr vortheilhafte Aus-

sichten in einer Stadt der nördlichen Staaten gestellt, und die Anerbietungen, die mir gemacht sind, wenn ich dorthin übersiedle, sind zu lockend, als daß ich nicht davon Gebrauch machen sollte. Ich werde Richmond wahrscheinlich bald verlassen."

„Ist das möglich?" riefen fast alle Tischgenossen zu gleicher Zeit und sahen ihn ganz erstaunt an.

„Ihr glänzendes Geschäft hier wollten Sie aufgeben? Unmöglich, Sie haben ja in der kurzen Zeit alle die alten Advokaten hier überflügelt, und nun sollten Sie diese errungenen Siege nicht verfolgen?" sagte einer der Herren.

„Unbegreiflich, denken Sie doch nur, wie selten ein junger Anfänger so von dem Glück begünstigt wird," bemerkte ein anderer.

„Das würden Ihnen die Schönen Richmonds nimmermehr vergeben, Herr Lincoln, man rechnete fest darauf, daß eine unter ihnen Sie zu fesseln im stande sein würde," sagte eine der jungen Damen.

„Da möchten sie wohl die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben; sie sind ihm nicht fein genug," fiel Fehrmann halblaut ein, doch wurde er abermals durch einen verweisenden Blick Franvals zum Schweigen gebracht.

„Und doch wird mir nichts übrig bleiben, als den für mich so herben Abschied von den hiesigen Damen zu nehmen, denn ich habe bereits die Zusage gegeben, daß ich baldmöglichst in meinem neu gewählten Wohnort eintreffen würde," sagte Lincoln.

Franval hatte ihn während der ganzen Zeit schweigend und verwundert beobachtet und hatte bemerkt, daß er absichtlich seinem Blick auswich; als Lincoln aber aufstand, um sich zu entfernen, erhob jener sich gleichfalls und folgte

ihm mit den Worten: „Wir gehen zusammen!“ aus dem Speisesaal.

Als sie in dem Flur die Hüte nahmen und auf die Straße hinausschritten, brach Franval zuerst das Schweigen, indem er Lincolns Arm nahm und sagte:

„Es ist etwas für dich sehr Wichtiges geschehen, Lincoln, was dich so plötzlich zu diesem unerklärlichen Entschluß brachte, alle deine großen Erfolge hier aufzugeben; du weißt, ich gehöre nicht zu den Neugierigen, weißt aber auch, daß ich dein Freund bin, und bei Ereignissen, die so tief ins Leben eingreifen, ist oftmals die Ansicht und der Rath eines ehrlichen Freundes von Werth. Solltest du des meinigen nicht bedürfen?“

„Ich bedarf ihn darum nicht, weil mein Entschluß durch nichts in der Welt abzuändern ist, und dann, weil mein Wohl sich nicht in Gefahr befindet. Ich danke dir herzlichst für deine Freundschaft und weiß sie wohl zu würdigen.“

„Ich will nichts über dein Geheimniß erforschen, aber ich muß dir doch sagen, daß wenigstens ein Theil davon mir bekannt ist, wenn ich auch nicht weiß, in wie weit es mit deinem raschen Entschluß in Verbindung steht. Die verschleierte Gestalt, der du gestern Abend in so ungewöhnlicher Aufregung folgtest, war dasselbe schöne Mädchen, welches wir in der Apotheke sahen, sie ist also eine Farbige.“

„Hierin hast du recht, sie war dieselbe, die wir an jenem Abend sahen,“ entgegnete Lincoln, und Franval gab dem Gespräch eine andere Wendung, da er sah, daß sein Freund nicht weiter darauf einzugehen wünschte.

„Wann gedenkst du denn abzureisen?“ fragte er ihn.

„Es werden noch einige Wochen darüber hingehen, bis

ich meine Angelegenheiten hier sämtlich geordnet habe. Dann aber ohne Verzug," entgegnete Lincoln.

„Ich frage deshalb, weil auch ich bald mit meinen Geschäften hier fertig bin und dann nach Newyork zurückkehren werde. Ich dachte, wir könnten wohl zusammen reisen, da du von einem nördlichen Staate spracheſt, wohin du zu gehen gedächteſt."

„Das wird sich nicht machen lassen, so lieb es mir auch sein würde. Ich kann dir den Ort meiner Bestimmung noch nicht nennen, doch wirst du ihn später durch mich erfahren. Du weißt, Franval, es giebt Angelegenheiten, die man selbst dem Freunde nicht mittheilen kann."

„Und doch sieht man manchmal, wenn auch zu spät, ein, daß es besser gewesen wäre, wenn man es gethan hätte, weil Leidenschaft häufig eine ruhige Ueberlegung nicht zuläßt. Uebereile dich nicht, Lincoln, das ist alles, um was ich dich bitte," sagte Franval theilnehmend, und jener drückte ihm schweigend, wie zum Dank, die Hand.

Nach Verlauf einer Woche war das letzte Schiff, welches Franval zu beladen hatte, segelfertig und sollte nach Holland abgehen, als am Abend vor dessen Abfahrt die drei Freunde sich am Bord dieses großen Dreimasters vereinigten, um noch einmal einige Stunden im trauten Freundeskreise zusammen zu verleben; denn alle drei waren auf dem Punkt, die Stadt, wo sie so manche schöne Stunden miteinander hingebracht hatten, zu verlassen und nach ganz verschiedenen Richtungen hin sich auf unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer, zu trennen.

Alle drei hatten bis zu diesem Augenblick den Theil ihres Glückes, den ihnen das Herz gewährte, vor einander verschwiegen, und sie würden auch wohl heute, ohne dessen erwähnt zu haben, von einander geschieden

sein, hätte nicht der feurige Madeira, der nun ihre Gläser vergoldete, ihre Herzen geöffnet und deren übersprudelnde Gefühle nach ihren Lippen gedrängt.

Mit hellstrahlendem Blick stand Fehrmann auf, hob sein Glas in die Höhe und sagte mit leidenschaftlicher Begeisterung:

„Die Sonne meines Lebens, mein Mädchen, die schönste, reizendste Blondine der Welt soll leben!" und mit lautem, dreifachen Hoch ließen die Freunde ihre Gläser gegen einander klingen.

„Mein Mädchen gleicht dem Monde mit seinem weichen Licht und seinen tiefen Schatten, sie lebe dreimal hoch!" sagte Franval mit beseligtem Blicke und wieder klangen die Gläser, und wieder wurden dieselben von den Freunden bis auf den letzten Tropfen geleert.

„Mein Mädchen ist die Göttin des Abends, sie gleicht dem Himmel, wenn er im goldenen Gewande zwischen Tag und Nacht steht. Sie lebe hoch und dreimal hoch!" rief Lincoln mit glückstrahlenden Augen und stieß sein neugefülltes Glas gegen die seiner Freunde, daß es laut und jubelnd erklang.

„Diese Gläser dürfen nie wieder von andren Lippen berührt werden und sollen nie wieder zu einem Lebehoch ertönen, laßt uns sie in den Wogen des alten Jamesflusses begraben," nahm Lincoln wieder das Wort, schritt zu dem Kajütenfenster, und indem er sein Glas in den Strom hinabwarf, folgten seine Freunde seinem Beispiel.

„Möge unser Glück so sicher gegen die zerstörende Hand des Schicksals sein, wie die Gläser auf dem tiefen Grunde der Fluth!" sagte Franval und rief dann dem Kajütenwärter zu, Champagner zu bringen.

Während er und seine Freunde ihre Sitze wieder einnahmen, sagte Lincoln in ernstem Tone:

„Nun laßt mich euch einen Vorschlag machen. Es lacht uns allen dreien im Augenblick das Schicksal, und keiner von uns bedarf jetzt der Hilfe des anderen. Wer kann es vorhersagen, daß es so bleiben wird, und daß nicht dem einen oder andern von uns über kurz oder lang das Glück den Rücken kehrt und er dem Mißgeschick wieder anheimfällt! Laßt uns darum jetzt einen Bund schließen, daß wir einer dem andern, wenn das Schicksal ihn bedrohen sollte, zu Hilfe kommen und ihm treulich als Freunde mit Rath und That bis zum letzten Blutstropfen zur Seite stehen wollen. Der Gedanke, in diesem Lande der Selbstsucht zwei treue Freunde zu besitzen, auf deren Beistand wir unbedingt zu jeder Zeit rechnen können, sei uns eine Freude im Glück und ein Trost im Unglück."

„So sei es!" riefen Franval und Fehrmann zugleich, und alle drei bekräftigten ihr Gelübde mit herzlichem Händedruck. Sie versprachen, sich gegenseitig fortwährend von ihrem Aufenthaltsort in Kenntniß zu setzen und sich alle wesentlichen Aenderungen in ihrem Geschick mitzutheilen.

Achtes Kapitel.

Fehrmann war der erste, der Richmond verließ und nach seinem Wohnort New-Orleans zurückkehrte, wenige Tage später wurde Franval von Lincoln an Bord des Dampfschiffes geleitet, welches ihn nach Baltimore führte, und von wo aus er sich mit der Eisenbahn nach Newyork zurückbegab. Nun machte auch Lincoln die letzten Vorbereitungen, um dem Staate Virginien Lebewohl zu sagen und zugleich der Mulattin an seiner Seite mit seinem Namen die Menschenrechte zu geben, die er ihr vor wenigen Monden selbst noch abgesprochen hatte.

Seine Geschäftsangelegenheiten waren abgewickelt, er hatte Geld genug eingezogen, um für die ersten Jahre aller Nahrungssorgen überhoben zu sein, und wollte sich mit Rosiana nach Newyork begeben, um sich dort mit ihr trauen zu lassen. Er kaufte einen leichten, zweirädrigen, hübschen Wagen mit ledernem Verdeck und ein starkes, gutes Pferd, um die Reise bis Baltimore damit zu machen, sodaß er der Gefahr entging, auf dem Dampfschiff mit Rosiana erkannt zu werden.

Alles war zur Abreise fertig und die nächste Nacht

für dieselbe bestimmt. Rosiana war mit Thränen aufgestanden, der letzte Tag war gekommen, den sie in der Heimath verleben sollte. Ihrer Mutter, ihrem Pflegevater und Wohlthäter sollte sie heute schweigend auf ewig Lebewohl sagen, sie sollte von allem Abschied nehmen, was ihre Kindheit, ihre Jugend beglückt hatte! Das Herz wollte ihr brechen; kraftlos wankte sie schon, als der Tag graute, an der Stubenthür vorüber, wo ihr guter Herr noch im ruhigen Schlafe lag, und blieb mit gefalteten Händen weinend an derselben stehen, als bitte sie ihn, den Vorsatz, ihn heimlich zu verlassen, ihr zu vergeben. Sie schlich in den Garten zu den schönen Blumen, die sie mit soviel Sorgfalt, soviel Liebe gepflegt hatte. Bei ihrer Rückkehr in das Haus begegnete sie ihrer Mutter, die sie verwundert anblickte und, ihre feuchten Augen gewahrend, sie besorgt fragte, ob sie sich nicht wohl fühle. Rosiana aber warf sich ihr schluchzend an die Brust und preßte sie schweigend gegen ihr Herz.

Mit dem Laufe der Stunden mehrte sich die Unruhe, der Seelenstreit Rosianas, es war ihr, als rissen sich zwei Gewalten um ihr Herz, als hielt die eine sie mit mächtiger Hand hier an dem heimischen Herde bei der Mutter, bei dem liebevollen Wohlthäter zurück, als zöge die andre sie unaufhaltsam zu dem Geliebten hin, und als die Sonne sich zu neigen begann, da sank die Mulattin in ihrem Stübchen händeringend auf ihre Knie und flehte den Allmächtigen an, ihr beizustehen und ihr den Abschied zu erleichtern.

Um die Abendzeit, beim letzten Schein des Tages, saß Rosiana vor ihrem Tischchen und schrieb mit zitternder Hand an den Pfarrer Nelson. Sie sagte ihm Lebewohl, sie flehte ihn um Vergebung an, sie dankte ihm für die unzähligen Wohlthaten, mit denen er sie überhäuft hatte,

sie sagte ihm, daß sie glücklich sein würde, wenn sie die Ueberzeugung gewinnen könne, er werde ihrer liebevoll gedenken, sie versprach ihm, seiner Lehren, seines Rathes eingedenk zu bleiben, und gelobte, ihn bis zum letzten Athemzug mit kindlicher, frommer Ergebenheit und Dankbarkeit zu lieben. Der Brief war geschrieben, und die Thränenflecken darauf bekundeten deutlich den tiefen Schmerz, welcher die Brust der Mulattin während des Schreibens durchwühlt hatte. Sie faltete das Papier, versiegelte es und war kaum noch im stande, durch ihre Thränen die Schriftzüge zu erkennen, mit denen sie den Namen des geliebten, väterlichen Freundes auf den Abschiedsbrief schrieb. Es war geschehen, sie sank in den Stuhl zurück und bedeckte schluchzend mit beiden Händen ihr Antlitz.

Das Dunkel des Abends zitterte über die Erde, als Morna ihr Kind zum Abendessen rief und Rosiana wankend die Treppe hinab folgte. Sie nippte nur ein wenig Milch, blieb aber wie festgebannt an dem Tische sitzen, denn jetzt sollte sie ihrem Pflegevater zum letzten Male gute Nacht sagen.

„Der Herr ist schon in sein Zimmer gegangen, Rosiana," sagte ihre Mutter zu ihr, als sie ihr Zögern bemerkte, die Mulattin fuhr krampfhaft zusammen, wischte sich die Thränen von den Wangen und schwankte zu ihrem Herrn in die Stube.

„Wieder in Thränen, Rosiana? Fasse dich doch, Kind, du reibst dich unnöthig auf; wüßte ich nur einen sichern Platz für dich im Norden dieses Landes, wo du vor dem Gesetze mit den Weißen gleich berechtigt bist. Ich würde dich sofort dorthin senden und dir deine Freiheit ertheilen; dich aber so allein in die Welt schicken und dich ihren Gefahren preisgeben, dazu kann ich mich unmöglich ent-

schließen. Ich will mich aber bemühen, dir dort eine sichere Stellung zu verschaffen, deshalb beruhige dich, gutes Mädchen, und vertraue auf Gott."

Mit diesen Worten hielt der Geistliche der Mulattin die Hand hin, die Rosiana in stürmischer Bewegung ergriff und an ihre Lippen drückte. Dann stürzte sie vor dem Pfarrer nieder und umklammerte seine Knie.

„Sei guten Muths, Rosiana, du bist und bleibst ja ewig mein liebes Kind, auch wenn du nicht mehr bei mir sein kannst," sagte der Pfarrer, von seinem Gefühle überwältigt, hob die Farbige zu sich auf und schloß sie in seine Arme. Er küßte sie und sagte ihr gute Nacht, ohne zu ahnen, daß es der letzte Kuß sei, den er dem Liebling gab.

„Nun gehe zur Ruhe, Rosiana, Gott gebe dir einen besänftigenden Schlaf und beruhige dein Herz. Bis morgen," sagte er, indem er sie zu dem Eingange geleitete, ihr nochmals die Hand drückte und dann die Thür hinter ihr schloß. Rosiana mußte sich an der Wand halten, um nicht in die Knie zu sinken, denn ihre Kräfte versagten ihr den Dienst; da schlang ihre Mutter zärtlich den Arm um sie und bat sie, sich von ihr nach ihrer Stube geleiten zu lassen. Sie gingen hinauf, und in dem Zimmer angelangt, wollte Morna ihr Kind allein lassen; aber Rosiana fiel ihr mit verzweifelnder Geberde um den Hals und bedeckte sie mit Thränen und Küssen.

„Was ist dir denn geschehen, liebe Rosiana, du bist ja ganz außer dir; sei doch vernünftig, du weißt doch, wie ich dich liebe, und wie der Herr an dir hängt; du bist ja sein ein und sein alles. Lege dich nieder, du bedarfst der Ruhe; gute Nacht, mein Kind," sagte die Negerin, küßte Rosiana nochmals und eilte aus dem Zimmer. Die Mulattin aber stand noch lange regungslos da und blickte

auf die geschlossene Thür, während ein heißer Thränenstrom über ihre Wangen rieselte.

Der Abschied war genommen, und vor dem umwölkten Geiste Rosianas erschien jetzt, wie die Sonne zwischen Gewitterwolken, das theure, tröstende Bild des Geliebten. Ihm wandte sie nun wieder ihre Seele zu, ihm gehörte sie für die Ewigkeit an, und mit Sehnsucht im Herzen zählte sie die Minuten bis zur Mitternacht, wo er ihrer an der Gartenpforte harren wollte.

Sie hatte die wenigen Gegenstände, die sie ihr eigen nannte, in ein Tuch zusammengebunden, hatte ihren Shawl und Schleier zurechtgelegt und setzte sich an das offene Fenster, um die Schläge der nahen Thurmglocke zu hören. Es war elf Uhr vorüber, tiefe Ruhe herrschte im Hause und im Garten, es schlug halb zwölf, Rosiana stand auf, schlich sich aus dem Zimmer und leise bis zu der Treppe und horchte hinab nach der Thür des Pfarrers. Alles war ruhig. Sie kehrte zu dem Fenster zurück und lauschte in die Nacht hinaus. In weiter Ferne glaubte sie das Rollen eines Wagens zu vernehmen, es kam näher, sie hörte es jetzt deutlich hinter dem Garten, und dort war es plötzlich verhallt. Die Glocke schlug Dreiviertel. Schnell schloß Rosiana das Fenster, klopfte an den Vogelbauer, um den kleinen gefiederten Liebling aus seinem Schlaf zu wecken und ihm Lebewohl zu sagen, dann hüllte sie sich rasch in Shawl und Schleier, ergriff mit bebender Hand das Tuch mit ihren Sachen, legte den Brief an den Pfarrer Nelson auf ihren Tisch, löschte das Licht aus und glitt lautlos die Treppe hinab und aus der Hausthür in den Garten. Noch einen schmerzlichen, innigen Abschiedsblick warf sie zurück auf die Wohnung, in der ihr so viel Trost, soviel Liebe zu theil geworden war, dann eilte sie mit zitterndem Herzen der Garten-

pforte zu. Sie trat aus derselben hervor und wurde von den Armen des Geliebten umfangen. Er hob sie rasch in den Wagen, schwang sich neben sie in den Sitz, und im fliegenden Trabe sausten sie, von dem kräftigen Rappen gezogen, zur Stadt hinaus.

Neuntes Kapitel.

Der Frühling kam mit Blumen und Blüthen von Süden herauf über das weite Land. Im fernen Westen der Vereinigten Staaten in dem Städtchen B., an der Grenze von Mexiko, zog der junge Advokat Lincoln täglich mehr die Aufmerksamkeit der Bewohner jener Gegend auf sich. Er war mit Rosiana, seiner jungen Frau, im verflossenen Herbst hier angekommen, hatte sich als Advokat niedergelassen und in kurzer Zeit beinahe die ganze Praxis in seine Hände bekommen, so daß die hier schon vor ihm ansässig gewesenen Rechtsanwälte mit Neid und Mißgunst auf ihn sahen. Die Bewohner der Stadt und Umgegend kümmerten sich aber wenig um das Interesse dieser Herren, welche, unter sich einverstanden, ihre Kunden hart und rücksichtslos behandelt hatten, weil sie wußten, daß ihnen die Geschäfte doch nicht entgehen konnten. Ein neuer Advokat war deshalb sehr willkommen, umso mehr, als derselbe in Lincoln neben allen erforderlichen Geschäftskenntnissen auch persönliche Zuvorkommenheit und liebenswürdige Freundlichkeit vereinigte. Er hatte damals seine Reise von Richmond nach Newyork ohne alle Störung mit Rosiana zurückgelegt, hatte sie dort vor einem Friedensrichter für eine Mexikanerin namens Rosiana Salas ausgegeben und sich durch ihn gesetzlich mit ihr trauen lassen.

Nach kurzem Aufenthalt in Newyork hatte er sich mit seiner jungen Gattin eingeschifft und war wohlbehalten mit ihr in B., seinem erwählten, neuen Wohnort, angelangt. In gleichem Maße, wie er sich durch seine rastlose, geschäftliche Thätigkeit und seine Kenntnisse als Advokat das Vertrauen des Publikums erworben hatte, war ihm auch als Mitbürger dessen Achtung und Hochschätzung zu theil geworden, und ebensolche Gefühle hegte man allgemein für seine reizende, liebenswürdige junge Frau.

Rosianas Thätigkeit war in ihrer ganzen Umgebung zu erkennen, und den Geist der Schönheit und des Edlen, der in ihr selbst lebte, übertrug sie auf alles, womit sie in Berührung kam. Die Ausstattung der Wohnung war einfach, aber es stand alles in wohlthuendem Einklang, es trug alles das Gepräge sinnreicher, durchdachter Ordnung, und beim Eintreten in diese kleine, häusliche Welt fühlte man, daß der Geist der Eintracht und Liebe hier regierte.

Vier Jahre verstrichen, und die drei Freunde, Lincoln, Franval und Fehrmann, die vor ihrem Scheiden in Richmond in so warmer Begeisterung einen Freundschaftsbund schlossen, hatten nichts wieder von einander gehört. Nur einem von ihnen war das Glück treu geblieben, und dieser eine war Lincoln. Reicher Segen hatte während dieser vier Jahre seine Arbeit gekrönt, er hatte das Haus, welches ihn bei seiner Ankunft in B. in seinen Mauern aufgenommen und seitdem sein wachsendes Glück beherbergt hatte, als Eigenthum an sich gebracht, war im Besitz von Staatsschuldscheinen im Betrage von zehntausend Dollar, besaß einen alten, treuen Neger, namens Yeddo, und einige Negermädchen als Leibeigene, und vor allem hatte Gott sein Leben durch zwei reizende Kinder beseligt, die ihm Rosiana geschenkt hatte. Ein herrlicher,

schwarzgelockter Knabe von drei Jahren und ein liebliches Mädchen von einem Jahr, schufen sie den glücklichen Eltern ein Paradies auf Erden, und alle deren Wünsche und Hoffnungen vereinigten sich in dem Wohlergehen der beiden kleinen Lieblinge.

Franval war bald nach seinem Abschied von Lincoln durch schwere Schicksale bedrängt worden, hatte sein bereits sauer verdientes Vermögen sowie seine angebetete Braut verloren und war vor der Welt und vor den Menschen in die weite Wildniß des fernen Westens von Amerika geflohen, wo er nun schon seit Jahren unter den Indianern ein einsames, gefahrvolles Leben führte. Weit von der Grenze der Civilisation wohnte er mehrere hundert Meilen nördlich von Lincoln, trieb mit wenigen gleichfalls vom Geschick verfolgten Männern, die mit ihm hinausgezogen waren, Gartenbau und Jagd, und kam nur selten mit den Grenzansiedlungen in Berührung, um mancherlei Bedarfsartikel gegen Erzeugnisse der Wildniß einzutauschen.

Fehrmann stürzte bei einem Ritt durch New-Orleans vom Pferde und starb wenige Tage darauf an den Folgen der Verletzung. Die Zeitungen, die seinen Tod ankündigten, waren weder zu Lincoln, noch viel weniger aber in die Wildniß zu Franval gedrungen, und dieser hatte so vollständig mit der Welt abgerechnet, daß er seinen beiden Freunden das Herz mit Nachrichten über sein Schicksal nicht schwer machen wollte. Sie konnten ihm sein verlorenes Glück nicht wiedergeben, und er beanspruchte menschliche Hilfe nicht mehr.

So kam es denn, daß Lincoln nicht wußte, was aus seinen beiden Freunden geworden war, denn auf seine verschiedenen Briefe an Fehrmann nach New-Orleans und an Franval nach Newyork hatte er keine Antworten erhalten und tröstete sich mit dem Gedanken „keine Nach-

richt, gute Nachricht“ und mit der Hoffnung, daß ihm doch über kurz oder lang Lebenszeichen von denselben werden müßten. Er dachte häufig an sie, und oftmals, wenn er abends mit seiner Gattin und seinen geliebten Kindern im Garten saß, war die Rede von den Freunden und von der glücklichen Zeit, die er mit ihnen in Richmond verlebt hatte.

„Kannst du dich ihrer denn noch deutlich erinnern, Rosiana?“ fragte Lincoln seine Gattin an einem warmen Frühlingsabend, als er nach Sonnenuntergang mit ihr in der offenen Thür des Hauses saß und seinen Sohn Henry auf dem Knie reiten ließ, während die kleine Tochter Virginia in dem Schoß der Mutter ruhte.

„Wohl erinnere ich mich ihrer, namentlich ist mir der Augenblick noch lebendig vor der Seele, wo ich euch drei in der Apotheke beisammen sah.“

„Würdest du denn meine beiden Freunde wieder erkennen, wenn sie dir begegneten?“

„Ich glaube, ja. Wenigstens Franval, den größeren von den beiden. Ich muß dir auch ehrlich bekennen, daß er einen festeren Eindruck auf mich gemacht hat, als Fehrmann. Dieser hatte etwas Leichtsinniges, ja etwas Spöttisches in seinem Wesen, was mir nicht ganz gefiel.“

„Dich würden sie sicher niemals wieder erkennen, denn sie haben dich ja nur das eine Mal in der Apotheke, und dann nur so flüchtig gesehen; auch hast du dich sehr verändert, wenn auch nicht zu deinem Nachtheil. Du bist viel stärker geworden, obgleich man dich immer noch für ein Mädchen halten könnte, und dann giebt dir deine Kleidung auch ein ganz anderes Aussehen. Nein, es wäre mir nicht bange dafür, daß sie dich erkennen würden.“

„Wie sollten sie sich auch hierher nach der fernsten Grenze verirren, das hat keine Noth," sagte Rosiana, indem sie die kleine Virginia, die eingeschlafen war, in den Arm nahm, und fuhr dann fort: „Ehe du nach Hause kamst, ist auch wieder ein Paket mit Zeitungen von Richmond gekommen. Ich habe sie gleich durchgesehen und zu meinem Glück gelesen, daß mein guter, väterlicher Freund Nelson Gottesdienst gehalten hatte. Der Allmächtige mag ihn belohnen für alles Gute und Liebe, welches er an mir gethan hat. Ich muß ihm bald wieder einmal schreiben und ihm sagen, wie glücklich ich bin. Nur ist mir immer bange, daß ein solcher Brief mich verrathen könnte, wenn ich auch weiß, daß der Pfarrer mir kein Leid zufügen würde."

„Das hat keine Gefahr, beste Rosiana, ich sende deine Briefe immer an ein Haus in New-Orleans, und dort werden sie in die Post geworfen, also kann niemand ausfindig machen, woher sie kommen," entgegnete Lincoln nachsinnend. „Ich denke aber, es ist wohl an der Zeit, daß ich dem Biedermann meine Schuld abtrage, die ich bei ihm gemacht habe, als ich dich ihm raubte. Er hätte damals sicher zweitausend Dollar für dich bekommen können."

Rosiana schauderte zusammen und blickte vor sich nieder, Lincoln aber zog sie an seine Brust und sagte: „Und wie viele Welten bist du mir wohl werth?"

Rosiana waren die Augen feucht geworden, doch sie verbarg die Thränen an ihres Gatten Brust, und nach einer kurzen Pause fuhr dieser fort:

„Ich werde mir zwei Banknoten, eine jede von tausend Dollar, einwechseln und sie in einem Brief an den Pfarrer Nelson senden. Darin will ich ihm sagen, daß das Geld der Betrag für dich sei. Natürlich setze ich meinen Namen

nicht darunter. Ich gebe den Brief dem hiesigen Kaufmann Jackson mit, der nach New-Orleans geht, um Einkäufe zu machen, und bitte ihn, denselben durch die dortige Bank an den Pfarrer zu senden, dann bekommt er ihn sicher; auf dem gewöhnlichen Wege mit der Post ist es zu gefährlich. Nelson weiß ja, daß es dir gut geht, also wird er sich keine weitere Mühe geben, zu erfahren, wo du lebst, und dann würde dieses auch kaum möglich sein. Die Leute in der Bank von New-Orleans kennen den hiesigen Kaufmann nicht und werden mit so vielen Aufträgen und Besorgungen bestürmt, daß sie sich nach Verlauf einiger Wochen gewiß nicht des Mannes erinnern würden, der ihnen den Brief gegeben hatte."

Lincoln schwieg hier für einige Minuten und verfiel in Nachdenken, dann sagte er:

„Ich will Nelson aber doch bitten, daß er dich vor Gericht frei erklärt, es ist doch besser!"

Schon am folgenden Tage reiste der Kaufmann Jackson mit dem Briefe Lincolns an den Pfarrer Nelson ab, womit jener dem Geistlichen zweitausend Dollar als Kaufgeld für Rosiana übermachte.

Zehntes Kapitel.

Eine Woche war verstrichen, und die regelmäßig zwei Mal im Jahre wiederkehrenden Gerichtssitzungen hatten begonnen, während welcher Zeit Lincolns Thätigkeit ganz besonders in Anspruch genommen wurde. Täglich hatte er als Widersacher oder als Vertheidiger in Rechtsfällen Reden zu halten, von Hunderten wurde er um sein Gutachten, seinen Rath angegangen, und um seine Vorarbeiten für die Gerichtsverhandlungen zu machen, mußte er die Nächte zu Hilfe nehmen.

Am zweiten Morgen, nachdem der Gerichtshof eröffnet war, und während Lincoln sich sehr beschäftigt im Gerichtsgebäude befand, nahte sich in der brennenden Sonnengluth ein einsamer Reiter der Stadt, indem er seinem edlen, mit Schweiß bedeckten Schimmelhengst, dem der Zügel auf dem Nacken lag, von Zeit zu Zeit zusprach und seinen breitrandigen schwarzen Filz tief in die Augen drückte, um sein Gesicht gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Er war von Kopf bis zu Fuß in Leder gekleidet, trug Pistolen im Gürtel, eine Doppelbüchse quer vor sich auf dem Sattel und saß auf einer prächtigen Jaguarhaut, die ihm als Sattel diente. Sein ganzes Aeußere zeigte, daß er schon lange der Civilisation nicht mehr angehöre, und daß er aus dem Indianergebiete komme. Sein starker, ungepflegter Bart, sein wettergebräuntes Gesicht, sein ruhiger, durchdringender Blick und

das vollständig Unbekümmerte und Sichere in seiner Haltung erinnerte nicht an das Leben in den östlichen großen Städten der Vereinigten Staaten, und doch waren es nur wenige Jahre, seit er demselben Lebewohl gesagt hatte.

Es war Franval, der Freund Lincolns, der jetzt zum ersten Male, seitdem er in die Wildniß gezogen war, wieder in das civilisierte Leben zurückkehrte und sich auf dem Wege nach New-Orleans befand, wo er Einkäufe für seine kleine Ansiedelung machen und eine Verbindung anknüpfen wollte, um die Erzeugnisse der Wildniß auf den vortheilhaftesten Markt zu senden. Kaum noch eine halbe Meile von der Stadt entfernt, holten ihn fünf Reiter ein, von denen der eine ihm im Vorbeireiten zurief:

„Von der Grenze, Herr?“ welche Frage Franval mit einem einfachen „Ja, Herr!“ beantwortete.

„Sie werden wohl schwerlich ein Unterkommen in B. für ihr müdes Pferd finden; es ist Gerichtssitzung,“ rief ein anderer.

Franval aber nahm weiter keine Notiz von den Männern, die schnell Vorsprung vor ihm gewannen, und ließ seinem Pferde den Willen, zu gehen, wie es wollte.

Kurz vor der Stadt lag in weniger Entfernung von der Straße ein Farmerhaus mit Garten und Feld umgeben, und als Franval den Weg erreichte, der von der Straße ab zu der Niederlassung führte, lenkte er sein Roß dahin ein. Vor der Thür des Hauses angelangt, hielt er an und rief mit lauter Stimme „Hallo!“ Gleich darauf erschien ein kräftiger, breitschultriger, doch schon bejahrter Mann in Hemdsärmeln in dem Eingang und erwiderte den Gruß Franvals mit:

„Guten Tag, Herr! wollen Sie nicht absteigen?“

„Wenn ich ein Unterkommen für mein Pferd bei Ihnen finden kann, so wünsche ich über Nacht hier zu bleiben. Ich höre, es ist Gerichtssitzung in der Stadt, und wir Leute von der Grenze sind eben keine Freunde großer Gesellschaften.“

„Also von der Grenze? Willkommen, steigen Sie ab, ich bin auch einmal Grenzmann gewesen,“ erwiderte der Farmer, wandte sich in das Haus und rief:

„Heda! John! nimm dem Herrn das Pferd ab und besorge es genau, wie er es dir befiehlt.“ Dann wandte er sich wieder zu Franval, schritt ihm entgegen und sagte, indem er ihm die Hand reichte:

„Freut mich, Sie bei mir zu sehen. Geben Sie dem Negerjungen da Ihren Befehl, was er mit Ihrem Pferd thun soll. Der Grenzmann sorgt zuerst für seinen Gaul und dann für sich selbst; und ein kapitales Thier ist das.“

Franval that, wie der Farmer ihm erlaubte, gab dem Negerjungen, der den Zügel des Hengstes ergriff, die nöthigen Anweisungen, nahm Sattel und Zeug von dem Pferde und folgte damit dem Farmer in das Haus. Alle Thüren und Fenster waren geöffnet, ein wohlthuender Luftzug empfing Franval beim Eintreten und, sein Gepäck auf den Fußboden niederlegend, zog er seine lederne Jacke aus und warf sie mit dem Hute auf dasselbe.

„Das war ein heißer, staubiger Ritt,“ sagte er, indem er sich das Haar zurückstrich, und nahm nun dem freundlichen Wirth den frischen Trunk ab, den dieser ihm in einem Kürbisschöpfer aus dem Wassereimer reichte, der unter der Veranda vor dem Hause stand. Dann zogen sie ein paar Stühle in die Thür und ließen sich in dem kühlenden Luftzug nieder.

„In welcher Gegend haben Sie denn Ihre Ansiedlung?“ fragte der Farmer.

„An der Leone, ungefähr dreihundert Meilen nördlich von hier,“ entgegnete Franval.

„Ich habe von jenem Lande gehört; es stand noch kürzlich ein Artikel in der New-Orleans-Zeitung über einen Deutschen, der sich dort schon vor Jahren niedergelassen und der sich, den Indianern zum Trotz, bis jetzt dort behauptet hat.“

„Der bin ich, Franval ist mein Name,“ erwiderte der Angeredete.

„Ganz recht, das war auch der Name, der in der Zeitung genannt wurde. Nun, das freut mich, Sie bei mir zu sehen. Das alte Grenzerblut ist noch nicht ganz bei mir erstorben, nur wenn man sich verheirathet, wie ich es gethan habe, dann wird das Grenzleben doch zu bedenklich; denn bei jedem Nachhauseritt kann man erwarten, die lieben Seinigen ohne Skalp wiederzufinden.“

Franval mußte ihm nun einen kurzen Abriß von seinem Leben an der Grenze geben, wobei ihn der Farmer häufig mit einem Ausruf wie: „Die verdammten Rothhäute! — Ist mir ebenso gegangen! — Wahrhaftig, hart am toten Manne vorbei!“ unterbrach und zwischendurch einen gellenden Jagdruf, ein schallendes Hurra ausstieß, oder mit einem derben Fluch auf den Boden stampfte.

„Haben Sie denn vielleicht etwas bei dem Gericht hier zu thun?“ fragte der Farmer, nachdem sich das Gespräch wieder auf die dortige Gegend gewandt hatte.

„Gottlob, nein, Sie wissen, an der Grenze schlichten wir unsre Streitigkeiten immer selbst,“ engegnete Franval.

„Nun, ich meinte eben nur, es wäre doch möglich gewesen, und dann hätte ich Ihnen einen jungen Advokaten empfehlen wollen, der sich seit mehreren Jahren hier

niedergelassen hat und dem alle Geschäfte von Bedeutung aufgedrungen werden. Er ist ein ausgezeichneter Mann und genießt weit und breit die Liebe und die Achtung der Leute. Er heißt Lincoln."

„Lincoln?" rief Franval und schoß aus dem Stuhl in die Höhe, als ob ihn ein elektrischer Funke getroffen hätte. „Lincoln, sagen Sie, ist sein Name? Wie sieht er aus — ist er groß — kräftig und schön gebaut — mit schwarzem Lockenhaar und schwarzen glänzenden Augen — heißt er Edward?"

„Ganz recht, Sie scheinen ihn zu kennen, Ihre Beschreibung paßt auf ein Haar," entgegnete der Farmer, erstaunt über Franvals auffallende Bewegung.

„Wo wohnt er? Ich muß sogleich zu ihm hin. Bitte, sorgen Sie für mein Pferd, daß es vor zwei Stunden ja keinen Mais bekommt und dann nicht mehr als zehn bis zwölf Kolben."

Mit diesen Worten hatte Franval schnell seine Jacke angezogen, seinen Hut aufgesetzt und reichte dem freundlichen Wirth die Hand zum Abschied hin.

„Sie können seine Wohnung nicht verfehlen, folgen Sie, wenn Sie in die Stadt kommen, der geraden Straße bis an ihr Ende, dort ist es rechter Hand das letzte Haus; es steht in einem Garten. Ich bezweifle aber, ob Herr Lincoln schon wieder von dem Gericht zurückgekommen sein wird; er hat heute viel zu thun. Sie gehen aber nichts um; treffen Sie ihn nicht in seiner Wohnung, so wenden Sie sich in der Straße links hinunter, die führt Sie nach dem Gerichtsgebäude."

Der Farmer drückte Franval die Hand und rief ihm noch vor dem Hause nach:

„Um ein Uhr steht das Essen auf dem Tisch, und um sieben Uhr nehmen wir unser Abendbrot ein. Sollten

Sie nicht zurückkehren, so sorge ich selbst für Ihr Pferd."

Franval winkte ihm noch seinen Dank zu und eilte nun fliegenden Schrittes nach der Stadt. Er hatte sie bald erreicht, die Häuser an der nicht gepflasterten, staubigen Straße standen vereinzelt in Gärten, die Mittagssonne brannte unbarmherzig auf sie nieder, und nirgends war ein lebendiges Wesen zu sehen. Die männliche Bevölkerung befand sich in dem Gerichtsgebäude oder in den naheliegenden Trinkhäusern, und wer nicht genöthigt war, in die Sonne hinauszutreten, vermied gern ihre Strahlen.

Franval stand jetzt vor dem letzten Gebäude rechts an der Straße, öffnete den Eingang des kleinen Gartens vor demselben und schritt schnell an die Hausthür, wo er die Schelle zog. Wenige Augenblicke später that sich die Thür auf, eine Negerin mit der kleinen Tochter Lincolns auf dem Arm trat Franval entgegen und fragte ihn, wen er zu sprechen wünsche.

„Sage deiner Herrschaft, ein alter Freund des Advokaten Lincoln sei hier," erwiderte jener, schritt seinen Hut abnehmend, in den kühlen Hausflur und schloß die Thür hinter sich, damit die erhitzte Luft von draußen nicht eindringen möge. Der Umblick in dem Flur that ihm wohl, die weißen, gegipsten und glänzenden Wände waren so sauber, der Toilettentisch, die Stühle, sowie das Geländer der Treppe, die ins obere Stockwerk führte, waren so glatt poliert, der Teppich war so hübsch gelegt, die Griffe an den Stubenthüren blitzten so hell, kurz alles deutete auf solide Einrichtung und Sorgenfreiheit.

Jetzt hörte er ein Rauschen wie Seidenstoff auf der Treppe, er sah hinauf nach deren Biegung, eine Dame glitt schwebenden Fußes herab auf ihn zu, sie hatte die

letzten Stufen erreicht — Himmel, war es möglich — sie war das schöne Mädchen aus der Apotheke zu Richmond.

Franval fuhr einen Schritt zurück und heftete, von Ueberraschung ergriffen, seine weitgeöffneten Augen auf Rosiana, und diese hielt sich an dem Geländer der Treppe und sah auf den Fußboden nieder. Einige Augenblicke der Bestürzung und der Verlegenheit nahmen beiden die Sprache, doch Franval faßte sich zuerst, entschlossen, was es ihm auch kosten möge, der Frau seines Freundes die Ueberzeugung zu nehmen, daß er sie erkannt habe, denn daß sie ihn erkannt hatte, das las er in ihrer ganzen Haltung.

„Meine Dame," sagte er mit einem erzwungenen Lächeln, „meine Dame, ich muß sehr um Ihre Entschuldigung für mein auffallendes, unpassendes Benehmen bitten; wenn ich Ihnen aber sage, was mich so sehr überrascht hat, so werden Sie mir sicher verzeihen. Vor meiner Abreise von Europa kannte ich eine junge Dame, die meinem Herzen theuer war und mit der Sie eine so ungewöhnliche, seltsame Aehnlichkeit haben, daß ich wahrlich im ersten Augenblick Ihres Erscheinens glaubte, jene stände vor mir. Vergeben Sie es mir als altem Freund Ihres Gemahls, denn daß ich Frau Lincoln vor mir sehe, darf ich wohl annehmen. Mein Name ist Franval."

Hiermit verneigte er sich einige Male höflich und sah zur Erde nieder, um Rosianas Blick in diesem Augenblicke nicht zu begegnen und ihr Zeit zu geben, sich zu sammeln.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Franval," entgegnete Rosiana mit bebender Stimme, „Ihren Namen habe ich zu oft von meinem Gemahl in warmer, freund-

schaftlicher Erinnerung nennen hören, als daß Sie mir noch ein Fremder sein könnten; treten Sie näher!"

Mit diesen Worten öffnete sie die Thür des Besuchszimmers und schritt, ohne zu Franval aufzusehen, in das Zimmer, vor dessen Fenstern die Jalousien geschlossen waren, um den Sonnenstrahlen den Eingang zu wehren. Das Dunkel des Gemachs kam Rosianas Bestürzung zu Hilfe, sie winkte ihrem Gast, in einem Armstuhle Platz zu nehmen, und ließ sich selbst, den Fenstern den Rücken zuwendend, in einem solchen nieder. Jetzt hielt sie Franval fest im Auge, als wollte sie auf seinen Zügen lesen, ob er ihr die Wahrheit gesagt habe, doch dieser verstand sie wohl und bewahrte in seiner Miene die vollkommenste Unbefangenheit.

„Ich bedaure sehr, daß mein Mann noch nicht zu Hause ist, und doch darf ich ihn nicht rufen lassen; es ist Gerichtssitzung, wobei er viel zu thun hat," sagte Rosiana mit etwas mehr Sicherheit in der Stimme und blickte Franval unverwandt in die Augen.

„Meinen Sie nicht, Frau Lincoln, daß ich ihn im Gerichtsgebäude aufsuchen sollte; ich verlange sehnlichst danach, ihn wiederzusehen, wenngleich mir hier die überreichste Entschädigung für den Verlust zu theil wird, den meine Sehnsucht nach ihm erleidet."

„Ich glaube kaum, daß es gut sein würde, denn seine Arbeit dort duldet keinen Aufschub, und doch würde er dieselbe der Freude des Wiedersehens opfern. Bleiben Sie lieber hier, wenn Sie sich mit meiner Gesellschaft zufrieden stellen wollen. Er wird so sehr lange nicht mehr ausbleiben."

„Es thut mir unaussprechlich wohl, das Glück meines Freundes kennen zu lernen, das Schicksal ist ihm holder gewesen, als mir. Wie lange ist es schon her, daß Lincoln

mit Ihnen bekannt wurde?“ entgegnete Franval mit einer Verbeugung.

„Wir sind über vier Jahre verheirathet,“ erwiderte Rosiana mit noch mehr Zuversicht in ihrem Ton.

„Also bald nach unserm letzten Abschied in Richmond; denn damals kannte er Sie noch nicht, sonst hätte er mir sicher sein Glück anvertraut. Damals war sein Herz noch von Liebe frei und gehörte nur der Freundschaft an.“

„Und die Freundschaft hat bis auf diese Stunde noch nichts durch die Liebe eingebüßt; im Gegentheil, Herr Franval, Sie haben in mir noch eine Freundin dazu bekommen,“ sagte Rosiana jetzt vollkommen beruhigt und fügte mit einem freundlichen Lächeln noch hinzu: „Ich muß Ihnen aber doch unsre Kinder zeigen, in denen Sie Ihren Freund erkennen werden.“

Hiermit stand sie auf und verließ das Zimmer, während Franval ihr mit einem glücklich zufriedenen Blick nachschaute. Bald darauf trat Rosiana wieder herein und führte ihre kleinen Lieblinge ihrem Gaste mit den Worten zu:

„Hier bringe ich Ihnen, Herr Franval, unser höchstes Glück. Erkennen Sie die Augen nicht wieder?“

„In dem Knaben ja, doch die Augen des lieblichen Mädchens erinnern an die Mutter; solche Augen braucht man nur einmal gesehen zu haben, um sie unter Millionen wieder zu erkennen.“

Rosiana erschrak in diesem Augenblick, doch die vollständig unbefangene Miene Franvals beruhigte sie gleich wieder, und lächelnd sagte sie:

„Herr Franval, eine so übertriebene Artigkeit darf ich nur von dem alten Freunde Lincolns hören. Nun sagen Sie mir aber, wie kommen Sie in diese Kleidung? Das

Bild, welches mein Gemahl mir von Ihnen entworfen hat, ist ein ganz anderes, als das, welches ich jetzt vor mir habe. Sie gehörten zu den vornehmen Herren Newyorks. Mein Gott, da kommt Lincoln. O bitte, bleiben Sie ruhig sitzen, er soll überrascht werden, ich bringe ihn herein."

Mit diesen Worten eilte Rosiana in den Flur nach der Hausthür, wo soeben die Schelle gezogen war.

„Mein Edward!" sagte Rosiana zu ihrem eintretenden Gatten und schlang ihren Arm zärtlich um seine Schultern.

„Es ist sehr warm draußen, und in dem Gerichtshause haben sie mir's erst recht warm gemacht. Ich habe über drei Stunden reden müssen, habe aber gesiegt, einen Menschen vom Tode gerettet und viel Geld dabei verdient. Mein süßes Weib, der Himmel ist uns immer noch gnädig," sagte Lincoln und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Komm mit mir in das Besuchszimmer, dort ist es so herrlich kühl," sagte Rosiana.

„Wie du willst, meine Liebe," erwiderte Lincoln und ließ sich von Rosiana in das Zimmer leiten. Kaum aber trat er in die Thür, als sein Blick auf den in Leder gekleideten Mann fiel, der unbeweglich vor ihm im Armstuhle saß und ihn mit hellleuchtenden Augen anschaute. Aber nur einen Augenblick staunte er den Fremden an, dann erglänzte sein Blick in auflodernder Freude. „Franval, du mein Franval!" rief er aus, öffnete seine Arme weit und stürzte dem alten, geliebten Freunde an die Brust.

Es war ein überwältigender Augenblick für beide, ihre ganze Vergangenheit und ihre ganze Gegenwart stand wie ein hellbeleuchtetes, von ihrer Freundschaft umrahmtes

Bild vor ihrer Seele, und in beider Augen glänzten Thränen der Freude und Rührung.

Nachdem aber der erste Freudenrausch des Wiedersehens vorüber war, trat Rosiana beiden vor die Gedanken, und beide suchten sich gegenseitig in der Seele zu lesen. Franval aber blieb seinem Entschluß treu, mit keinem Blick zu verrathen, daß er die Mulattin erkannt habe, und so lange Lincoln ihn auch mißtrauisch betrachtete, so gelang es Franval doch vollständig, ihn vom Gegentheil zu überzeugen.

Nun war aber auch jede Störung ihrer Freude entfernt, und in traulichem Gespräch gaben sie sich dem Glück ihrer Wiedervereinigung hin. Rosiana war darin die belebende Sonne, denn mit einer Art von Dankgefühl dafür, daß Franval sie nicht erkannt hatte, bemühte sie sich, in tausendfacher Weise ihm ihre Freundschaft zu erkennen zu geben. Geschäftig eilte sie ab und zu, bereitete in der Küche alles vor, um den lieben Gast bestmöglichst zu bewirthen, und richtete ein Zimmer für ihn ein.

„Du mußt jedenfalls eine zeitlang bei mir bleiben. Gegen Abend lasse ich deine Sachen von Power hereinholen," sagte Lincoln zu Franval, als Rosiana ihnen nach Tisch selbst den Kaffee reichte.

„Meine Zeit ist sehr bemessen, bester Lincoln, ich muß spätestens übermorgen früh abreisen, und da ist es kaum der Mühe werth, einen Umzug zu halten. Ich kann ja den ganzen Tag hier zubringen und abends spät hinaus zu dem ehrlichen Power gehen. Auch bleibe ich gern bei meinem Pferde," entgegnete Franval.

„Nein, nein, Herr Franval, das dürfen Sie mir, Ihrer Freundin, nicht zu leide thun, Sie müssen bei uns wohnen und mir die Freude gewähren, für Sie sorgen zu dürfen," fiel Rosiana bittend ein.

Rosianas Bitte wurde aufs lebhafteste von ihrem Gatten unterstützt.

„Dein Pferd bleibt gut aufgehoben, Power ist ein wahrer Biedermann, und er wird besser dafür sorgen, als du es selbst zu thun im stande wärst. Sage nun nichts weiter dagegen und verdirb meiner Frau die Freude nicht," sagte Lincoln. „Nun, jedenfalls muß ich selbst zu Power gehen und es ihm sagen, der Mann hat mich gar zu freundlich aufgenommen," antwortete Franval.

„Gut, so gehen wir gegen Abend alle drei hinaus, es ist mir lieb, dem Alten einmal wieder einen Besuch zu machen, und für Rosiana ist der Spaziergang recht gut," versetzte Lincoln.

Nach eingenommenem Kaffee bestand Rosiana darauf, daß Franval sich in ihr kühles Zimmer begab, um dort auf ihrem Sofa nach Landesbrauch einer kurzen Nachmittagsruhe zu pflegen, welche Zeit Lincoln benutzte, nach dem Gerichtshause zu gehen und einige unaufschiebbare Arbeiten zu besorgen, sich aber zugleich für den folgenden Tag von allen Geschäften frei zu machen.

Die Sonne stand schon ziemlich niedrig, als Franval durch eine leise Berührung an seiner Wange aus dem Schlummer geweckt wurde. Er begegnete dem freundlich lächelnden Blick Rosianas, welche die kleine Virginia auf ihrem Arm zu ihm niederhielt. Zugleich sah er Lincoln in der Thür stehen, der ihm zurief: „Armer Kerl, du mußt recht müde gewesen sein, und es ist mir leid, dich in deiner Ruhe zu stören, aber die Sonne will untergehen, und es wird Zeit, daß wir uns auf den Weg zu Power machen."

Franval war schnell aufgesprungen und ging mit Lincoln nach dessen Zimmer, während Rosiana eilig ihr Tuch auf den Arm nahm, ihren Sonnenhut aufsetzte und

sich dann bei den beiden Freunden reisefertig anmeldete.

„Wir wollen aber hinten zum Garten hinaus und nach dem Fluß gehen, der Fußpfad, der am Ufer hinauf bis zu Powers Farm führt, ist zwar etwas länger, aber er zieht sich durch den Wald und ist angenehmer zu gehen, als die staubige, von der Sonne durchglühte Straße," sagte Lincoln und trat mit Rosiana und seinem Freunde den Weg an.

Nur für eine kurze Strecke führte sie der Pfad durch offene Maisfelder, dann betraten sie das von der Sonnengluth verschonte, saftige Grün des Urwaldes, der das Ufer des gewaltigen, stürmisch dahinbrausenden Stromes bedeckte. Die Sonne versank hinter den fernen, in Purpur gehüllten Gebirgen, die im Westen über der weiten Berglandschaft in gewaltigen, mächtigen Formen aufstiegen. Ihre Farbe wurde mit jeder Minute dunkler und duftiger, ihre Schatten dehnten sich weiter über die Erde aus, und die Dämmerung sank über die Thäler und über die Höhen. Der Saum der Gebirge aber begann sich zu erhellen, er erglänzte wie ein silbernes Band unter dem dunkelnden Azur des Aethers, er wurde blendender und durchsichtiger, es blitzte und funkelte wie Diamanten und Rubinen aus ihm hervor, und bald glühte er wie ein Feuerstrom über den in blauer Ferne verschwimmenden Granitgebirgen.

Erfrischend und labend zog die Luft, von den Wellen des Stromes gekühlt, durch den Wald, unter dessen riesigen, von blühenden Lianen durchschlungenen Bäumen die beiden Freunde mit Rosiana Arm in Arm dahinwandelten und sich in traulichem Gespräche gegenseitig ihre Herzen öffneten.

„Dort scheint schon das Haus des alten Power

durch die Bäume," sagte Lincoln, nach einer Oeffnung im Walde zeigend, „er ist einer von den wenigen recht glücklichen Menschen und verdient wahrlich, es zu sein. Er hat von der Pike herauf gedient und als Grenzmann mit der Büchse, der Axt und dem Pfluge angefangen. Jetzt ist er ein sehr wohlhabender Mann, seine Kinder sind alle glücklich in dieser Gegend verheirathet. Power hat viel Einfluß auf die Leute weit und breit, und ihm danke ich es zum großen Theil, daß ich hier so schnell emporgekommen bin. Wenn ich aber jemals genöthigt sein sollte, hier einen Menschen um Hilfe anzurufen, so wäre er es, an den ich mich wenden würde."

Sie hatten bald das Ende des Waldes erreicht und gingen nun auf dem schmalen Fußsteig, der an der Einzäunung des Maisfeldes hinführte, der Farmerwohnung zu. Vor deren Thür unter der mit blühenden Rosen umrankten Veranda fanden sie Power und dessen Ehehälfte, eine freundliche, hübsche, alte Frau, nebeneinander sitzend.

„Willkommen, willkommen!" rief der Alte aufspringend und eilte den Kommenden entgegen, um ihnen sämtlich die Hand zu drücken und sie nach seinem Hause zu führen. Auch Frau Power bewillkommnete ihre Gäste aufs herzlichste, und alle ließen sich nun zusammen unter der Veranda nieder.

„Wir kommen, bester Freund Power, um Ihnen den lieben Gast zu entführen," hub Lincoln an, nachdem die ersten Begrüßungen und gebräuchlichen Fragen nach Haus und Kind, Garten und Feld abgemacht waren. „Wir haben ältere Ansprüche auf ihn, als Sie. Herr Franval war mein bester Freund schon lange, ehe ich meine liebe Rosiana kennen lernte."

„Sie wissen, mein lieber Herr Lincoln, ich bin auch einmal Grenzmann gewesen, und da lacht einem immer

das Herz im Leibe, wenn man wieder etwas von da draußen erfährt. Vor der Hand muß Herr Franval noch bei mir bleiben."

„Wenn ich Sie aber nun recht schön bitte, lieber Herr Power, uns unsern Freund zu überlassen, mir werden Sie es doch nicht abschlagen?" sagte Rosiana mit freundlichem, bittendem Tone und ergriff mit liebenswürdigem Lächeln die rauhe Hand des Alten.

„Ja freilich, wenn man mir solche Truppen entgegenführt, da muß ich mich schon für besiegt erklären," erwiderte Power mit einem herzlichen Lachen und fuhr zu Franval gewandt fort: „Ihren Gaul aber behalte ich in Versatz, bis Sie mir noch etwas über die jetzigen Comanche-Indianer erzählt haben; diese Burschen haben mir manchmal bös mitgespielt."

„Wenn Sie es mir erlauben, so lasse ich gern mein Pferd in Ihren Händen, denn bessere Pflege kann es nirgends finden. Ich werde übermorgen früh reiten, und sollte ich bis dahin Ihnen die gewünschten Auskünfte über die Indianer nicht geben können, so geschieht es sicher, wenn ich von New-Orleans zurückkomme," antwortete Franval.

„Warum haben Sie uns denn aber Ihre lieben Kleinen nicht mitgebracht; es sind wirklich reizende Kinder; ein paar kleine Engel," nahm Frau Power das Wort, indem sie Rosiana traulich auf die Schulter klopfte.

„Die Kinder müssen doch früher zur Ruhe gebracht werden, als wir nach Hause zurückkehren können, und dann ist es für den Knaben auch etwas zu weit zum Gehen, und ihn zu tragen, dazu ist er schon zu schwer. Wenn ich aber einmal früh abkommen kann, dann nehme ich mir Zeit auf dem Wege und bringe Ihnen beide mit," entgegnete Rosiana.

Frau Power entfernte sich, um für ihre Gäste eine Erfrischung zu holen, und kehrte sehr bald, von einem Negermädchen gefolgt, zurück, welches Obst und eiskalte Milch auf den Tisch der Veranda stellte. Alle betheiligten sich an dem einfachen Mahle, und Franval mußte dasselbe durch Erzählungen aus seinem Leben in der Wildniß würzen.

Der Himmel hatte sich mit funkelnden Sternen bedeckt, als die Gäste sich bei den biedern, alten Leuten verabschiedeten und in der Kühle der Nacht ihren Weg nach Hause antraten.

Nur zu schnell für Lincoln sowie für Franval verstrich der nächste Tag in trautem Zusammensein, und an dem darauf folgenden, schon ehe die Sonne aufstieg, war letzterer zu Roß und setzte seine Reise nach New-Orleans fort.

Elftes Kapitel.

Einige Wochen später, als der Abend seine Schatten über Amerika ausbreitete und in Richmond sich der Platz um das Kapitolium mit Spaziergängern füllte, herrschte in der Wohnung des Pfarrers Nelson eine ernste, verhängnißvolle Stille, die Negerin Morna stand in Thränen und händeringend an der offnen Thür vor dem Zimmer ihres Herrn, der schwer erkrankt auf seinem Lager lag. Vor dem Bette des alten, braven Mannes saß seine Schwester und hielt seine Hand zwischen den ihrigen, und hinter ihr an dem Tisch stand ihr Gemahl, der Doktor Hunter, und heftete seinen nachdenkenden Blick auf den Kranken, als zähle er dessen schwere, beklommene Athemzüge. Er war ein Mann von finsterm Aussehen mit rabenschwarzem Haar, olivenfarbener Gesichtsfarbe, starken, buschigen Brauen und matten, gläsernen, grauen Augen.

„Habt ihr denn zu dem Friedensrichter und zu dem Advokaten geschickt, wie ihr mir versprochen habt? Meine Stunden sind gezählt, ich habe nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Ich muß und will noch, ehe ich sterbe, den Freibrief für Rosiana ausstellen," sagte der Pfarrer mühsam mit abgebrochenen Worten und blickte bittend zu seiner Schwester auf. Diese gab ihm jedoch keine Antwort und senkte ihre Lippen auf seine Hand, der Doktor aber nahm das Wort und sagte:

„Wir haben zuihnen geschickt, und sie werden kommen; es ist aber schon spät, vielleicht finden sie sich erst Morgen früh hier ein. Ich glaube selbst, daß es besser für Sie wäre, liebster Schwager, wenn die Herren erst morgen kämen, das Geschäft möchte Sie doch angreifen und ihre Nachtruhe stören."

„Nein, nein, nicht morgen früh, gleich, sobald wie möglich, sonst wird es zu spät, und ich kann nicht ruhig sterben, ohne Rosiana sicher zu wissen. Ach bitte, laßt die Herren sogleich kommen!" sagte Nelson mit großer Unruhe und suchte den Augen seiner Schwester zu begegnen, die aber ihr Gesicht gesenkt hielt und seinem Blick auswich.

„Nun, sie können ja noch kommen, ich will selbst noch einmal zu ihnen gehen," entgegnete der Doktor, ergriff seinen Hut und Stock und trat nahe an das Bett des Kranken, indem er sagte:

„Verhalten Sie sich nur ruhig während der Zeit, in der ich abwesend bin, ich kehre bald zurück." Dabei gab er seiner Frau einen Wink, ihm zu folgen, und sagte, indem er aus der Thür schritt, zu der Negerin Morna, sie solle hinein zu ihrem Herrn gehen.

Frau Hunter war ihrem Gatten bis in den Garten vor dem Hause gefolgt, dort blieb er stehen und sagte:

„Ich will mich nur eine halbe Stunde entfernen, damit er glaubt, ich sei zum Friedensrichter und zum Advocaten gegangen, um sie zu rufen; man muß ihn mit der Hoffnung hinhalten, bis es mit ihm vorbei ist. Es wird nur noch einige Stunden mit ihm dauern. Wenn er nur Medicin nehmen wollte, dann gäbe ich ihm eine gute Dosis Opium, so daß er in tiefen Schlaf verfiele; es würde ihm auch das Ende erleichtern. Gieb nur acht, daß das Negerweib nicht heimlich fortspringt und uns am

Ende doch noch das Gericht ins Haus bringt; dann wären wir des Rechts auf Rosiana verlustig, und ich hege immer noch die Hoffnung, sie aufzufinden. Käme das Mädchen in New-Orleans unter den Hammer, so wäre sie zehntausend Dollar werth."

„Das Negerweib soll mir nicht entwischen; bleibe nur nicht gar zu lange weg, ich möchte nicht gern mit ihm allein sein, wenn er stürbe!"

In diesem Augenblick trat der Postbote in den Garten und übergab dem Doktor einen Brief mit dem Bemerken: „Für den ehrwürdigen Herrn Pfarrer Nelson."

„Mein Schwager ist krank, was kostet der Brief?" sagte der Doktor, indem er denselben dem Boten abnahm.

„Nur die Bestellungsgebühr. Der Brief ist hier in die Post geworfen, wahrscheinlich ist er von der Bank in New-Orleans an die hiesige übermacht worden, denn es steht das Zeichen jener Bank darauf," entgegnete der Bote und empfing von dem Doktor den Briefträgerlohn.

Frau Hunter war herzugetreten und sah neugierig auf das Schreiben, welches ihr Mann in der Hand hielt.

„Der Brief ist von der Bank in New-Orleans. Was mag er enthalten, sollte dein Bruder dort noch Kapitalien stehen haben, wovon wir nichts wüßten?" sagte der Doktor, das Schreiben betrachtend.

„Das können wir bald erfahren. Komm mit mir in das andre Zimmer, ich will ein Licht anzünden, dann können wir den Brief ja lesen," erwiderte die Doktorin und eilte ihrem Bruder voran in das Haus.

In der dem Krankenzimmer gegenüber gelegenen Stube traf Frau Hunter, mit dem Lichte eintretend, ihren Gatten ihrer harrend, und dieser erbrach sofort das Schreiben.

Es war der Brief Lincolns an den Pfarrer, womit er ihm die zweitausend Dollar übermachte.

„Hallo! — siehst du — jetzt kommen wir der Mulattin auf die Spur, und die zweitausend Dollar hier, die haben wir noch extra in den Kauf bekommen. Wer das Mädchen jetzt besitzt, dem ist sie mehr werth, als zehntausend Dollar, sonst würde er nicht unaufgefordert zweitausend einsenden. Nun ist sie unser, denn die Bank in New-Orleans muß wissen, wer ihr den Brief zugestellt hat. Sobald dein Bruder tot ist, reise ich nach New-Orleans. Sorge jetzt nur dafür, daß uns das Negerweib keinen Streich spielt." Mit diesen Worten steckte der Doktor den Brief nebst dem Gelde in die Tasche und eilte auf die Straße hinaus.

Frau Hunter ging wieder zu ihrem Bruder hinein und stellte sich vor sein Bett, doch als Morna das Zimmer verlassen wollte, sagte sie zu ihr:

„Setze dich dort an das Fenster und gieb acht, ob die Herren kommen."

„Liebe Schwester," sagte der Pfarrer mit beklommener Stimme, „ich habe Morna aufgetragen, auch nach dem Friedensrichter und dem Advokaten sich umzusehen, vielleicht findet sie dieselben leichter auf, als dein Mann. Ich fühle es, ichwerde schwächer, das Athmen wird mir so sauer; großer Gott, hilf mir das Mädchen retten, Schwester, Rosiana war mir wie ein eignes Kind!"

„Beruhige dich, Bruder, du wirst nicht sterben, mein Mann sagt es ja, es hätte garnichts mit dir zu sagen," fiel dem geängstigten Manne die Doktorin in die Rede, doch dieser richtete sich mit ungeheurer Anstrengung auf, erfaßte ihre beiden Hände und flehte wieder:

„Schwester, Schwester, habe Erbarmen, laß mich das

Mädchen retten, meine Rosiana, sonst gehe ich mit einer schweren Sünde, ja fluchbelastet aus der Welt!"

„Die Herren werden gleich kommen. Lege dich wieder nieder, Bruder, du regst dich unnöthig auf, es könnte dir Schaden bringen," sagte Frau Hunter und suchte ihrem Bruder den Arm wegzuziehen, auf den er sich stützte.

„Nein, nein, laß mich, ich will mich nicht wieder niederlegen, bis ich das Mädchen frei gemacht habe. Morna, den Augenblick eile, laufe, thue, was ich dir befohlen habe, bringe mir den Friedensrichter, sage ihm, er solle keine Minute verlieren, ich läge im Sterben und wolle meinen letzten Willen machen!" rief der Pfarrer in höchster Angst und wehrte die Hände seiner Schwester mit Verzweiflung von sich ab. Doch plötzlich, als ob alle Kraft ihn auf einmal verließe, fiel er auf das Lager zurück, holte tief Athem, stöhnte noch einmal den Namen Rosiana hervor und war dann der Sprache beraubt. Seine Augen hatten sich geschlossen, mühsam und röchelnd hob sich seine Brust nur noch in kurzen, schwachen Athemzügen, und seine Gesichtsfarbe änderte sich auffallend schnell.

Frau Hunter trat einen Schritt von dem Bett zurück, so daß der Schein des Lichts, welches auf dem Tische stand, über den Sterbenden fiel. Sie faltete ihre Hände, sie zitterte aber so heftig, daß sie, sich abwendend, sich an dem Tisch halten mußte, um nicht in die Knie zu sinken.

„Geh' an das Bett zu deinem Herrn, Morna, ich will sehen, ob der Doktor noch nicht kommt!" sagte sie zu der Negerin und wankte bebenden Schrittes mit einer Hast zur Thüre hinaus, als folge ihr ein Gespenst auf dem Fuße. Erst in dem Garten nahe an dessen Ausgang, hielt sie ihre Schritte an und sank dort auf einer Bank nieder, während sie bald ihren Blick in die Straße hinaus,

bald auf den matten Lichtschein richtete, der aus dem offnen Fenster des Krankenzimmers vordrang.

Plötzlich fuhr sie mit einem unterdrückten Schrei von ihrem Sitz auf und rannte nach der Gartenthür; eine Fledermaus war über ihr hingeflogen. Sie hatte die Thür geöffnet und sah in die Straße hinaus, als heftiges Weinen und Schluchzen der Negerin Morna von dem Hause her zu ihren Ohren drang und ihr sagte, daß ihr Bruder tot sei. Sie fuhr zusammen und sah einen Augenblick nach dem offnen Fenster hin, dann wandte sie sich aber in die Straße hinaus und spähete und lauschte hinauf und hinab, ob ihr Mann denn noch nicht zurückkehre.

„Gottlob, daß du kommst!“ sagte sie nach einigen Minuten, indem sie dem Doktor entgegeneilte, den sie durch die Dunkelheit erkannte, „ich glaube, mein Bruder ist gestorben.“

„Wie ich es ja vorhersagte,“ entgegnete der Doktor. „Laß uns hineingehen und sehen, wie weit es mit ihm ist.“

Als sie in das Sterbezimmer traten, fanden sie die Negerin über die Leiche ihres Herrn hingestreckt, ihren Arm hatte sie unter sein Haupt geschoben, und ihr Gesicht verbarg sie an seiner regungslosen Brust.

„Steh auf,“ sagte der Doktor zu der Sklavin und stieß sie mit seinem Stock in die Seite, und als sie sich jammernd und wehklagend aufrichtete, winkte er ihr, das Zimmer zu verlassen.

Hunter nahm hierauf das Licht, hielt es nahe über das Antlitz des Entschlafenen, fühlte dann nach dessen Puls und sagte, indem er das Licht nach dem Tische zurücktrug:

„Er ist tot.“

Einige Augenblicke blieb er in Gedanken versunken vor dem Tische stehen, dann fuhr er fort:

„Wir wollen alles verschließen, dann bringe ich dich nach Hause und kehre hierher zurück, um die Nacht hier zuzubringen. Morgen sehen wir die Hinterlassenschaft durch, übermorgen früh lassen wir Nelson begraben, und am folgenden Tagen reise ich nach New-Orleans ab, um Erkundigungen über den Brief einzuziehen."

Darauf machte er die Fenster zu, verschloß den Schreibtisch des Verstorbenen, verließ mit seiner Frau das Zimmer und verschloß dann alle Stuben im Hause. Der Negerin befahl er, in der Küche zu bleiben, bis er zurückkehre, und begab sich dann mit seiner Gattin auf den Heimweg.

„Ich weiß nicht," sagte er nachsinnend, als sie in der Dunkelheit neben einander hinschritten, „es ist mir, als hätte ich die Handschrift in dem Briefe schon einmal im Leben gesehen; wo aber, das ist schwer zu sagen. Ich meine, es müßte jemand hier in Richmond gewesen sein, von dem ich einen Brief mit solcher Schrift erhielt. Die Buchstaben sind so sehr klein und haben doch wieder so lange, dick ausgedehnte Züge. Es ist eine ganz ungewöhnliche Hand.

„Du müßtest einmal in deinen Papieren nachsehen, vielleicht fände sich der Brief noch vor. Du hebst sie ja alle auf," versetzte Frau Hunter.

„Es muß schon mehrere Jahre her sein, doch die Hand kann man noch nach zwanzig Jahren wiedererkennen," sagte der Doktor, eilig vorwärts schreitend, und bald darauf hatte er mit seiner Frau seine Wohnung erreicht.

Er hielt sich nur kurze Zeit dort auf und begab sich dann nach dem Hause des toten Pfarrers zurück; der

Brief Lincolns aber mußte ihn dorthin begleiten und, dessen Schriftzüge immer fester in seine Seele prägend, suchte er die ihnen ähnlichen, welche er vor Jahren gesehen hatte, vor seinem Geiste heraufzubeschwören. Er saß mit untergeschlagenen Armen über dem Zimmer des Toten in Rosianas früherer Stube an deren kleinem Arbeitstisch und blickte unverwandt auf den offnen Brief, der vor ihm in dem Scheine der Lampe lag.

Er ließ nach und nach alle ihm in Richmond seit Jahren bekannt gewesenen Personen an seiner Erinnerung vorüberziehen und sann, ob er deren Handschrift kenne. Zuerst nahm er die Kaufleute vor, dann die Rentiers, die Gutsbesitzer aus der Umgegend, die Beamten, die Handwerker, die Wirthe; der Brief, zu dem er den Schreiber suchte, kam immer deutlicher vor seine Erinnerung, er sah ihn im Geiste vor sich, er erinnerte sich, daß derselbe auf gelbliches Papier geschrieben war, doch immer noch konnte er den Mann nicht finden, der ihn geschrieben hatte. Er sann und sann, da fiel ihm ein, daß er ja der Advokaten noch nicht gedacht hatte. Es fuhr ihm wie ein Hoffnungsstrahl durch den Sinn, der Brief mußte von einem Advokaten gekommen sein! Die Rechtsanwälte, die augenblicklich noch in Richmond wohnten, waren bald überblickt, es war nur einer darunter, dessen Handschrift er gesehen hatte, derjenige, der jetzt seine ausstehenden Forderungen für ihn eintreiben mußte. Welche Advokaten hatte er aber wohl in früherer Zeit beschäftigt? Er wandte sich mit seinen Gedanken zurück und sah mit einemmale den jungen Advokaten Lincoln im Geiste vor sich, der damals während seines kurzen Aufenthalts hier so viel Aufsehen gemacht und dem er mehrere Streitsachen für sich zu ordnen übergeben hatte. Zugleich sah er in seiner Erinnerung einen Brief desselben und erkannte in

ihm deutlich denjenigen, auf den er sich mit so großer Anstrengung besonnen hatte. Er sprang auf, ging mit verschränkten Armen rasch im Zimmer auf und ab und suchte sich das Bild noch deutlicher zu machen. Es war aber kein Zweifel mehr darüber, Lincoln hatte den Brief geschrieben.

Jetzt fiel ihm auch das schnelle und unerwartete Abreisen des jungen Mannes ein, und er überlegte, daß es ungefähr zu derselben Zeit stattgefunden haben mußte, in der Rosiana verschwunden war. Der ganze Zusammenhang wurde ihm jetzt klar und deutlich, Lincoln mußte die Mulattin entführt haben, sie lebte mit ihm ohne Zweifel in einem Sklavenstaat, und sie mußte ihm viel werth sein, sonst hätte er nicht zweitausend Dollar für sie eingesandt und würde den Pfarrer Nelson nicht so dringend beschworen haben, einen Freibrief für sie vor Gericht auszustellen. Vollständig mit sich darüber einig, daß ihm ein reicher Gewinn aus dem Mädchen erstehen werde, rieb er sich mit triumphierendem Lächeln die Hände, steckte den Brief wieder in die Tasche und legte sich zur Ruhe auf das Bett Rosianas, welches der Pfarrer ebenso wie die ganze übrige Einrichtung des Zimmers vollkommen in demselben Zustande erhalten hatte, wie das Mädchen es bei ihrer Flucht verließ.

Am folgenden Morgen fand sich Frau Hunter schon zeitig bei ihrem Gatten ein und wurde von ihm sogleich mit der frohen Kunde überrascht, daß er den Schreiber des Briefes ausgefunden habe, und beide gingen nun mit geschäftigem Eifer an die Arbeit, um die Hinterlassenschaft des Verstorbenen nachzusehen und in Empfang zu nehmen. Alle Briefschaften wurden zusammengebunden und nach dem Hause des Doktors geschickt, wo derselbe sie mit Muße durchlesen wollte, alle Werthsachen wanderten gleichfalls

dorthin, und als der Abend kam, überließen sie den Toten sich selbst in der verschlossenen Stube, übergaben das Haus der Aufsicht der Negerin Morna und gingen, mit dem Ergebniß ihrer Ausbeute zufrieden, nach ihrer eignen Wohnung. Doktor Hunter beeilte sich dort, den frühern Brief von Lincoln aufzusuchen, was ihm nun garnicht schwer war, denn er war ein sehr pünktlicher Geschäftsmann und hielt alle seine Papiere stets in bester Ordnung aufbewahrt. Das Schreiben wurde neben das gestern empfangene gehalten und mit demselben verglichen, und all und jeder Zweifel war nun verschwunden, es war Lincoln und niemand anders, der den Brief geschrieben hatte.

Frühzeitig am folgenden Morgen wurde der Pfarrer in der Stille beerdigt, Frau Hunter konnte ihm jedoch die letzte Ehre durch ihr Geleit nicht erzeigen, da sie sich zu sehr angegriffen fühlte. Nach seiner Rückkehr von der Beerdigung nahm nun der Doktor die von Nelson hinterlassenen Papiere und Briefschaften zur Hand, um sie durchzusehen und diejenigen, welche für ihn von keinem weiteren Nutzen sein konnten, dem Feuer zu übergeben. Welch großes Entzücken aber empfand er, als er die verschiedenen Briefe von Rosiana an den alten Herrn entdeckte, worin sie ihm ihr unbegrenztes Glück schilderte, wenngleich sie ihm auch verschwieg, worin dasselbe eigentlich bestehe.

Hunters Hoffnungen auf einen großen Gewinn durch den Besitz der Mulattin wurden noch mehr gesteigert, und Frau Hunter betheiligte sich lebhaft an der Freude über diese vielversprechende Aussicht. Jetzt handelte es sich nur noch darum, den Wohnort Lincolns ausfindig zu machen, und das, hoffte der Doktor, sollte ihm in New-Orleans gelingen.

Frühzeitig am folgenden Morgen trat er seine Reise dorthin an, erreichte die Stadt nach vielen überstandenen Beschwerden und Strapazen und kehrte dort in dem prächtigen St. Charles-Hotel ein. Es war noch eine Stunde vor dem Schluß der Bank von New-Orleans, weshalb Hunter sich mit dem Briefe Lincolns dorthin begab. Er trat an einen der Zahltische, und der dort beschäftigte Beamte fragte ihn, womit er ihm dienen könne.

„Die Bank hat vor kurzem diesen Brief an den Pfarrer Nelson in Richmond befördert, und es liegt diesem Herrn sehr viel daran, zu erfahren, wer der Bank dieses Schreiben übermacht hat. Es wird Ihnen unstreitig ein Leichtes sein, mir die gewünschte Auskunft darüber zu ertheilen," sagte der Doktor, sich höflichst verneigend, und gab dem Angeredeten den wieder versiegelten Brief.

„Ja, ja, Herr, es ist schwer, Ihren Wunsch zu erfüllen. Wie können wir uns erinnern, wer uns den Brief übergeben hat? Wir werden so sehr mit dergleichen Aufträgen überhäuft, daß uns ein einzelner Brief nicht in der Erinnerung bleiben kann," entgegnete der Beamte und betrachtete das Schreiben einige Augenblicke. Er reichte es dann mit einem Achselzucken dem Doktor über den Tisch hin und sagte:

„Warten Sie noch einen Augenblick, ich will einen meiner Kollegen fragen, ob er sich vielleicht darauf besinnt." Darauf begab er sich nach dem andern Ende der großen Säulenhalle und redete mit einem dort am Schreibpulte beschäftigten alten Herrn. Nach wenigen Minuten kehrte er zu dem Doktor zurück und ersuchte ihn, zu jenem Beamten zu gehen, der ihm wahrscheinlich Auskunft über den Brief geben könne.

Hunter folgte der Weisung und trat mit höflichster Verneigung zu dem ihm bezeichneten Herrn, der den Brief

in der Hand hielt und ihm beim Herantreten denselben mit den Worten zurückgab:

„Das Schreiben hat uns ein Herr Jackson aus B. an dem G.-fluß eingehändigt, ich erinnere mich seiner zufällig, da er aus Versehen seine Brieftasche hier auf meinem Tisch liegen ließ und deshalb nochmals zu mir zurückkehrte. Ich weiß es sicher, daß es Herr Jackson aus B. war. Er hatte zugleich einen Creditbrief an uns, den wir ihm ausgezahlt haben."

„Ich bin Ihnen im Namen des Pfarrers Nelson unendlich dankbar, Sie haben ihm durch diese Auskunft einen großen Dienst erwiesen. Die Bank steht wohl mit B. nicht in direkter Verbindung?" sagte Hunter mit einer Verbeugung.

„Allerdings nicht, sollten Sie jedoch Zahlungen dorthin zu leisten oder solche von dort zu empfangen haben, so werden wir gern zu Ihren Diensten stehen," entgegnete der Beamte.

„Es ist leicht möglich, daß ich in der Kürze davon Gebrauch machen werde. Können Sie mir vielleicht ein hiesiges Haus nennen, welches mit B. in Geschäftsverbindung steht?" sagte Hunter mit höflichem Ton.

„Die Firma C. Willenius u. Comp. macht meines Wissens ansehnliche Geschäfte dorthin; wenn Sie sich an diese Herren wenden, so werden sie Ihnen sicher jede gewünschte Auskunft gern ertheilen," versetzte der Beamte, und Hunter empfahl sich ihm mit der Versicherung seines Dankes.

„Sie ist also noch in einem Sklavenstaat," sagte er halblaut vor sich hin, als er in die Straße trat und sich nach einer Miethskutsche umsah, die ihn nach der ihm genannten Firma Willenius u. Comp. fahren sollte. Er hoffte, von diesen Herren weitere Auskunft über den Kauf-

mann Jackson, vielleicht von Lincoln selbst zu erhalten. Da rief die Glocke auf dem St. Charles-Hotel zum Mittagessen, und Hunter beschloß, seinen beabsichtigten Besuch für den Nachmittag aufzusparen. Er eilte nach dem Gasthaus zurück, in dessen Eingang Hunderte von Fremden aus allen Theilen der Vereinigten Staaten sich drängten, obgleich die Glocke noch zweimal ertönen mußte, bis die Thüren des ungeheuren Speisesaales sich den Gästen öffnen würden.

Die aus Marmor aufgeführte, hochgewölbte und auf Pfeilern gelegene Vorhalle des Hotels füllte sich mit Reisenden, und Hunter begab sich nach dem Pult, auf dem das Fremdenbuch lag, um die kürzlich darin verzeichneten Namen durchzulesen, unter denen sich vielleicht ein Bekannter finden mochte.

Als Doktor Hunter zu dem Pulte trat, hatte sich soeben ein Fremder eingeschrieben, dessen Lederkleidung ihm auffiel und ihm den Mann von dem fernen Westen bezeichnete. Er sah ihm einen Augenblick nach und schaute dann auf das Buch, wo er mit noch nasser Tinte den Namen Franval von B. verzeichnet fand. Es war wirklich Franval gewesen, der, soeben angekommen, seinen Namen eingeschrieben und der die Stadt B. als seinen Wohnort angegeben hatte, um überhaupt eine Richtung zu nennen, aus welcher er kam, denn sonst hätte er „aus der Wildniß" hinschreiben müssen.

Hunter sah überrascht auf die Schrift, er las den Namen nochmals, wandte sich dann rasch von dem Buche ab und ließ seinen Blick spähend durch die Halle streifen, um den in Leder gekleideten Mann aufzufinden. Derselbe hatte sich an einem der vielen Tische niedergelassen, auf denen die neuen Zeitungen ausgebreitet lagen, und war im Lesen eines Newyorker Blattes vertieft, als

Hunter neben ihm Platz nahm und ihn mit den Worten anredete:

„Sie verzeihen mir wohl, mein Herr, wenn ich Sie einen Augenblick störe; ich sah soeben in dem Fremdenbuche, daß Sie aus B. kommen und erlaube mir, Sie um Auskunft über einen Geschäftsfreund dort zu bitten."

„Ich bedaure sehr, daß Sie sich damit an den unrechten Mann wenden. Ich wohne nicht in B., hielt mich auch nur einem Freund zu Gefallen dort einige Tage auf und bin während dieser Zeit mit niemandem bekannt geworden," entgegnete Franval mit einer leichten Verneigung des Kopfes und richtete dann seinen Blick wieder auf die Zeitung.

„Es wohnen zwei Herren in B., über deren Wohlergehen ich so gern Auskunft haben möchte. Der eine ist der Kaufmann Jackson, ein alter Freund von mir, von dem ich seit langer Zeit nichts hörte," fuhr Hunter zu Franval gewandt fort, obgleich dieser garnicht mehr auf ihn zu hören schien und eifrig die Newyorker Neuigkeiten durchflog.

Hunter schwieg einen Augenblick, war aber durchaus noch nicht entschlossen, seine Forschungen aufzugeben, und heftete seinen Blick auf Franval, als ginge er mit sich zu Rathe, auf welche Weise er denselben zu einer Unterredung stimmen könne.

„Sie wohnen wahrscheinlich an der Grenze, Herr Franval," fuhr er nach einer Weile fort. „Ein saures, gefahrvolles Stück Brod, in der That, und nur wenige Bürger der alten Staaten wissen es anzuerkennen, daß sie den Grenzmännern den ruhigen Besitz ihres Landes zu verdanken haben. Wie weit ist denn die Grenze noch von B. entfernt?"

Franval gab ihm abermals keine Antwort, ja, er schien

die an ihn gerichteten Fragen garnicht gehört zu haben.

Hunter warf einen giftigen Blick auf den schweigsamen Hinterwäldler, hustete einige Male und trommelte mit den Fingern auf seinem Knie, behielt aber seinen Platz inne. Nach einer abermaligen Pause, gerade als Franval das Blatt umwandte, begann er jedoch wieder und fragte, indem er sich näher zu jenem hinneigte:

„Wie heißt denn Ihr Freund in B., wenn ich fragen darf?"

„Mein Herr, bei uns an der Grenze würden wir eine solche Zudringlichkeit, wie Sie sie gegen mich ausüben, Unverschämtheit nennen; welchen Namen Sie hier in der sogenannten gebildeten Welt für Ihr Betragen haben, weiß ich nicht!" entgegnete Franval, plötzlich auffahrend, indem er die Zeitung sinken ließ und dem Redner mit einem zurechtweisenden festen Blick in die Augen sah.

„Ich bitte um Entschuldigung, ich wollte Ihnen durchaus nicht lästig fallen, ich lebte nur der Hoffnung, möglicherweise durch Sie etwas über meinen alten Freund zu erfahren, der sich schon seit mehreren Jahren in dortiger Gegend niedergelassen hat," entgegnete Hunter mit einer entschuldigenden Bewegung der Hand.

„Zum Teufel mit Ihrem Freunde, ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich selbst in B. unbekannt sei und Ihnen keine Auskunft geben könne. Das muß Ihnen genug sein," versetzte Franval heftig, warf sich in den Stuhl zurück und entfaltete abermals die große Zeitung vor sich.

„Ich bedaure, daß ich gegen meine Absicht Ihnen durch meine Fragen störend wurde," sagte Hunter jetzt aufstehend mit etwas beleidigtem Tone, „ich hoffe übrigens, durch ein hiesiges Haus die erwünschte Auskunft über meinen Freund Lincoln erhalten zu können."

„Lincoln — Lincoln sagen Sie, ist Lincoln Ihr Freund? Ja freilich, mein Herr — dann muß ich Sie um Verzeihung bitten. Sie müssen Nachsicht mit einem Manne haben, der seit Jahren von aller Gesellschaft entfernt war und darum deren Gebräuche vollständig verlernte. Lincoln ist auch mein Herzensfreund seit geraumer Zeit, und er ist es, den ich in B. wiederfand, nachdem ich so lange von ihm getrennt war."

„Nun sehen Sie, so ist es zuletzt doch gut gewesen, daß ich unverschämt war, denn dies kann ich selbst jetzt nicht leugnen, und Sie hatten vollkommen recht, sich über meine Zudringlichkeit zu beschweren. Was thut man aber wohl nicht einem Freunde zu Gefallen! Nun sagen Sie mir, wie geht es denn unserm lieben Lincoln?"

„Gut, sehr gut, sehr glücklich. Er hat ein beneidenswerthes Los gefunden; er ist angesehen und beliebt in der ganzen Gegend, verdient sehr viel Geld und, was alles noch übertrifft, er ist der glücklichste Gatte und Vater. Seine reizende Frau, eine Mexikanerin, hat ihn mit zwei Kindern, zwei wahren Engeln, beschenkt und, selbst ein Engel, schafft sie ihm einen Himmel auf Erden," sagte Franval in glücklicher Begeisterung und sah mit wohlthuender Gewißheit dem Doktor in die Augen, um auf deren Spiegel die Freude zu lesen, die diese Nachricht in dessen Herz gießen mußte.

Wohl erglänzte der Blick Hunters, es war aber nicht das Licht der herzlichen Freude, der innigen, freundschaftlichen Theilnahme, das sich in seinen Augen spiegelte, es war mehr ein zuckender Blitz, der seinem Ziele entgegeneilte, um es zu vernichten. Ueber das bleiche Gesicht des Doktors schoß eine leichte Röthe, und sein Mund verzog sich zu einem unangenehmen Lächeln.

„Also reich und beglückt durch eine so schöne Mexi-

kauerin und zwei so liebliche Kinder — wie freue ich mich über diese Nachricht und wie sehr bin ich Ihnen für dieselbe dankbar!“ sagte er mit gezwungen milder Stimme und suchte die eigentliche Ursache der Aufregung zu verbergen, die sich seiner nach dieser Kunde bemeistert hatte. Franvals Menschenkenntniß war aber auf dem Probierstein des Unglücks geschliffen worden, und sein Leben unter den schweigsamen, lauernden Indianern hatte sein Studium menschlicher Charaktere noch mehr begünstigt; der Blick Hunters fiel ihm kalt in das Herz, und mit ihm stand die Sklavin Rosiana und ihre beiden Quadronenkinder vor seiner Seele. Ein Gefühl des Vorwurfs gegen sich selbst, daß er wahrscheinlich einem Gauner getraut und ihm möglicherweise zum Nachtheil seines Freundes Auskunft über diesen gegeben hatte, überkam ihn, und alle seine Menschenkenntniß zusammenraffend, sah er dem unheimlichen Fremden forschend in die Augen und suchte sein Mißtrauen durch eine ruhige, unbekümmerte Haltung vor ihm zu verheimlichen.

Hunters Augen hatten bereits wieder ihren natürlichen gläsernen Blick angenommen, die ihm gewohnte finstere Ruhe lag wieder auf seinem fahlen Gesicht, und mit dem Ausdrucke, als habe er eine wichtige Frage zu seiner vollsten Zufriedenheit gelöst, legte er sich in seinem Stuhl zurück, schlug ein Bein über und sagte, augenscheinlich nur, um etwas zu sagen:

„Nun, wenn Sie nach B. zurückkehren, müssen Sie unsern Freund recht herzlich von mir grüßen; ich bin der Apotheker Brand aus Newyork.“

Franval fühlte deutlich, daß der Mann ihn überlistet und durchschaut und daß er dasjenige von ihm erfahren hatte, woran ihm so sehr viel gelegen gewesen war; doch

er konnte seine Mittheilung nicht wieder zurücknehmen, und mit verbissenem Zorn antwortete er:

„An der Grenze weiß man einen wahren Freund ebenso hoch zu schätzen, als man einen falschen Freund gering achtet, dessen man sich dort leicht entledigen kann. Lincoln hat viele Freunde in jener Gegend, die Gut und Leben für ihn einsetzen, und einer von diesen bin ich, Herr Brand! Ich werde Ihre Grüße ausrichten."

In diesem Augenblicke ertönte die Tischglocke zum letzten Male, alles erhob sich in der Halle, und mit Ungestüm drängten sich einige Hundert Gäste nach den weit geöffneten Thüren des ungeheuren Speisesaales.

Auch Hunter war rasch aufgesprungen und sagte mit einem leichten Gruß zu Franval, der sich gleichfalls erhob:

„Auf Wiedersehen, mein Herr!" und drängte sich eilig zwischen die Menge; Franval aber schritt ihm schnell nach, hielt einen der Kellner in der Thür der Halle an und sagte zu ihm, indem er hinter dem Doktor herzeigte:

„Gehen Sie diesem Manne nach und forschen Sie seinen Namen aus; wenn Sie mir denselben mittheilen, gebe ich Ihnen zehn Dollar."

Der Kellner eilte Hunter nach, der nicht in den Speisesaal, sondern die Treppe hinaufging, und Franval begab sich zu Tisch. Vergebens blickte er während der Mahlzeit an den Tafeln auf und nieder und suchte das Gesicht des angeblichen Apothekers Brand, derselbe erschien nicht. Nach Tisch aber, als Franval in der Vorhalle beim Kaffee saß, trat der Kellner zu ihm und theilte ihm mit, daß jener fremde Herr, dessen Namen er zu erfahren wünsche, das Haus verlassen habe, ohne sich in das Fremdenbuch einzuschreiben. Mit sich selbst grollend und

mißmüthig über den vereitelten Versuch, etwas Weiteres über den widrigen, verhaßten Mann zu erfahren, und mit einer Bangigkeit, wie ein Vorgefühl von drohendem Unheil, erhob sich Franval, schritt einige Male in der Halle auf und nieder und wandte seine Gedanken einem freundlicheren Ziele zu, welches ihm auf seiner ganzen, mühseligen Reise als beglückender, ersehnter Augenblick vorgeschwebt hatte. Es war das Wiedersehen Fehrmanns. Sein Herz erbebte freudig, nur noch wenige Minuten, und er sollte dem alten Freunde gegenüberstehen. „Wenn er nur in der Stadt ist," dachte er und trat an das Geschäftslokal des Gasthauses, welches durch ein Fenster mit der Halle in Verbindung stand.

„Wollen Sie wohl so freundlich sein und mir die Wohnung eines Herrn John Fehrmann bezeichnen, er hat ein bedeutendes Kommissionsgeschäft," sagte er zu einem der dort arbeitenden Leute.

„John Fehrmann? — die Firma ist mir durchaus nicht bekannt," entgegnete der Angeredete.

„John Fehrmann — war er nicht ein Deutscher?" rief ein andrer Herr aus dem Büreau.

„Ganz recht, vor vier Jahren wohnte er hier," versetzte Franval.

„Jetzt wohnt er außerhalb der Stadt auf dem Kirchhofe, er fiel vom Pferde und starb einige Tage darauf an einer Verletzung seines Armes," sagte der Vorige, indem er zu Franval an das Fenster trat.

„Fehrmann tot? Großer Gott — also auch ihm hat das Glück so bald den Rücken zugewandt!" sagte Franval mit einer Verneigung gegen den Spender dieser Trauerkunde und schritt durch die Halle, indem er halblaut vor sich hinsagte: „Lincoln, Lincoln, du dritter in unserm Bunde möge dir das Glück treuer bleiben, als es uns beiden war!"

Zwölftes Kapitel.

Während dieser Zeit berechneten Lincoln und Rosiana schon den Tag, an welchem ihr Freund Franval wieder zu ihnen zurückkehren könne, und ersterer suchte alle Arbeiten aus dem Wege zu räumen, die ihm das Zusammensein mit ihm stören könnten, während seine Frau das Zimmer, in welchem der liebe Gast wohnen sollte, mit aller Sorgfalt und mit ihrem natürlichen Schönheitssinn einrichtete und ausschmückte. Die hübscheste, seidene Lappendecke wurde über sein Lager gedeckt, ein schöner, von Rosianas eigener Hand gestickter Teppich vor dem Sofa ausgebreitet, die besten Leuchter auf das Marmortischchen vor den Spiegel gestellt und ihre großen Alabastervasen zur Aufnahme von frischen Blumen bereit gehalten. Sie selbst steckte weiße Vorhänge aufs geschmackvollste an den Fenstern auf und band sie mit rothseidenen Bändern in leichte, gefällige Formen, und ihr eigner, kostbarer Schaukelstuhl mit rothsamtnem Polster mußte in das Zimmer wandern, welches den Freund aufnehmen sollte. Zu wiederholten Malen spazierte das glückliche Ehepaar bei sinkendem Tage hinaus zu den biedern Powers, um den Farmer daran zu erinnern, daß er den Platz in seinem Stall für Franvals Pferd in Bereitschaft halten möge; denn er hatte das Versprechen gegeben, es abermals unter seine Obhut zu nehmen, und mit war-

mem Verlangen freuten sich auch die beiden Alten auf Franvals Rückkehr.

Endlich kam der ersehnte Brief von diesem aus New-Orleans, worin er seine Abreise von dort mit dem Dampfschiffe meldete, welches ihn bis an die Mündung des Stromes, an dem B. gelegen war, führen sollte. Von dort, wo er sein Pferd gleichfalls bei einem Pflanzer zurückgelassen hatte, wollte er dann den Rest seiner Reise wieder zu Lande zurücklegen.

Nun konnten Lincolns schon ziemlich genau bestimmen, wann sie Franval zu erwarten hatten, demohngeachtet wanderten sie an drei Abenden hintereinander vergebens einige Zeit auf der Straße hin, auf welcher jener herankommen mußte. Am vierten Abend aber, nachdem sie ihm auch eine weite Strecke entgegengegangen waren und im Begriff standen, sich wieder zur Stadt zurückzuwenden, bemerkte Rosiana, sich nochmals umschauend, in der Ferne einen einzelnen Reiter, erkannte bald, daß er ein weißes Pferd ritt, und nach wenigen Minuten überzeugte sie sich, sowie auch ihr Gatte, daß es Franval war, der sich ihnen nahe. Die Freude war groß, sie eilten ihm entgegen, bald hatte auch er sie erkannt, er kam zu ihnen herangesprengt, und alle drei gaben sich dem Glücke hin, welches die Freundschaft in frohem Wiedersehen in so hohem Grade bietet.

Franval nahm nun den einen Arm seines Freundes, während Rosiana an seiner andern Seite schritt, und das Pferd folgte langsam seinem Herrn, blieb hier und dort am Wege stehen, um sich am saftigen Grase zu laben, und holte ihn, wenn es zurückgeblieben war, schnell im raschen Trabe wieder ein.

Der späte Abend war schon hereingebrochen, als die Freunde Lincolns Wohnung erreichten; dort wurde dem

Pferd das Gepäck abgenommen, und jener wollte das Thier durch seinen alten Neger zu Power senden, doch Franval gab es nicht zu, sondern bestieg selbst den Hengst wieder und ritt zu dem Farmer hinaus.

Mit herzlichem, innigem Willkommen wurde er von den beiden alten Leuten empfangen, und Power erinnerte ihn sogleich an sein Versprechen, ihm noch die weiteren Berichte über die Indianer abzustatten, worauf Franval ihm versicherte, er werde einige Wochen hierbleiben und ihn während dieser Zeit recht oft besuchen. Das Pferd wurde wieder in sein früheres Quartier gebracht, Power versprach, bestens für dasselbe zu sorgen, und als sich Franval den lieben Freunden für diesen Abend empfehlen wollte, kam Lincoln, um ihn nach seinem Hause abzuholen.

„Sie waren sicher bange, daß wir unsern Freund bei uns behalten würden, wozu ich gern das Meinige thäte," sagte Power lachend, indem er Lincoln die Hand drückte. „Herr Franval hat uns aber das Versprechen gegeben, daß ein Theil der Zeit seines Hierbleibens uns gehören solle, wobei wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn so bekommen wir Sie nebst Ihrer lieben Frau gleichfalls unter unserm Dache zu sehen. Nicht wahr, das versprechen Sie uns doch?"

„Das bedarf des Versprechens nicht, lieber Freund Power; Sie wissen, daß wir zu niemandem so gern gehen, wie zu Ihnen," entgegnete Lincoln und wandte sich dann mit den Worten zu Franval: „Nun laß uns aber eilen, denn Rosiana wartet mit dem Essen auf uns, und wenn wir dazu zu spät kommen, so wird sie ungnädig."

Mit der Versicherung, recht bald einen Abend bei Powers zuzubringen, schieden sie von den beiden Alten und beeilten nun ihre Schritte, um Rosiana nicht zu lange auf sich warten zu lassen.

Lincoln war überglücklich, daß sein Freund einen Blick in sein häusliches Glück that. Die Unterhaltung sprang bald auf die Gegenwart, bald in die Vergangenheit zurück, freudige und traurige Ereignisse wurden besprochen, und auch des geschiedenen Freundes Fehrmann, dessen Tod Franval schon berichtet hatte, wurde mit inniger Theilnahme und Wehmuth gedacht.

Franval hatte es schon mehrere Male auf den Lippen, des Fremden zu erwähnen, der sich ihm in New-Orleans als Apotheker Brand vorgestellt hatte, doch immer unterdrückte er es wieder, aus Furcht, es möchte der heitern Stimmung seiner Freunde Eintrag thun, und er beschloß, Lincoln unter vier Augen Mittheilung davon zu machen. Nach beendigter Mahlzeit, als Rosiana den Sekretär öffnete, um Zigarren für die beiden Freunde daraus hervorzunehmen, sagte Lincoln zu ihr:

„Gieb mir doch einmal unsern Schatz her, damit Franval sieht, daß wir auch in dieser Weise vom Glück begünstigt worden sind," und setzte, zu diesem gewandt, noch lachend hinzu: „Ja, ja, Alter, wir sind Kapitalisten."

Rosiana öffnete auf die Bitte ihres Mannes ein geheimes Fach, nahm eine große, grüne, lederne Brieftasche daraus hervor und reichte sie mit einem freudigen Blick ihrem Gatten hin. Lincoln öffnete dieselbe nun vor Franval und zeigte ihm über zehntausend Dollar in Schatzscheinen der Vereinigten Staaten von Amerika.

„Sieh," sagte er, „besseres Kapital giebt es auf dem ganzen Erdenrunde nicht, die sämtlichen Vereinigten Staaten sind dafür gut, und das Geld trägt acht Prozent Zinsen. Schade nur, daß man das Geld nicht immer behalten kann, denn sie werden über kurz oder lang von

der Regierung eingelöst. Nicht wahr, der Himmel hat es doch recht gut mit uns gemeint?"

„Wohl hat er das, Lincoln," antwortete Franval, „und er mag euch euer Glück bis an euer spätes Ende erhalten. Sollten aber einmal trübe Tage bei euch einkehren, dann mache es nicht, wie ich es gethan habe, sondern denke daran, daß über die Grenzen der Kultur hinaus, wohin keines weißen Menschen Hand reicht, ein Freund von euch wohnt, der euer Glück unter seinem Dache zu schützen wissen wird. Gott gebe, daß der Fall nie eintreten möge!"

Lange noch saßen sie in traulicher Unterhaltung zusammen, und als sie aufbrachen und Franval sich auf sein Zimmer begeben wollte, sagte Rosiana im Uebermaße ihres Glückes: „Ach, nur einen Augenblick, Herr Franval Sie müssen unsre Kinder im Schlafe sehen, sie sind zu lieb!"

Dabei sprang sie mit dem Licht in der Hand voran nach dem Schlafzimmer und zu den Bettchen der Kleinen und winkte mit seligem Lächeln ihrem Gaste, näher zu treten, indem sie auf die beiden ruhig schlafenden, lieblichen Kinder zeigte, auf deren Gesichtchen sich in rosiger Farbe die frischeste, aufblühende Gesundheit und Lebenskraft spiegelte. Eine Freudenthräne glänzte in Rosianas glückstrahlendem Auge, sie sah Franval an, als wolle sie die Anerkennung ihres Glückes in seinem Blicke lesen.

Drei Wochen waren seit Franvals Ankunft in B. bereits dahingeeilt, und dessen Aufenthalt daselbst nahte seinem Ende. Noch immer hatte er damit gezögert, Lincoln von seinem Zusammentreffen mit dem Apotheker Brand zu unterrichten; ein unnennbares Vorgefühl von nahendem Unglück, worüber er sich keine Rechenschaft geben konnte, mischte sich in seine Erinnerung an jenen

unheimlichen Menschen und hielt ihn ab, von ihm zu reden.

Franvals Abreise war auf den drittfolgenden Tag bestimmt, als er morgens nach dem Frühstück mit Lincoln allein am offnen Fenster saß und, so wie dieser, sich an der feinen Zigarre labte, die ihnen Rosiana gegeben hatte, ehe sie, um ihren häuslichen Beschäftigungen nachzugehen, das Zimmer verließ.

„Sage mir, Lincoln, kennst du einen Apotheker in Newyork, namens Brand," hub Franval an.

„Brand, einen Apotheker, daß ich nicht wüßte. Ich habe überhaupt in Newyork, so viel ich mich erinnere, keinen Apoteker gekannt," entgegnete Lincoln und setzte dann noch hinzu: „Warum?"

Franval theilte ihm nun mit, was ihm mit jenem Manne, der sich Brand genannt hatte, begegnet war. Lincoln hörte es gleichgiltig mit an und sagte dann: „Ach, wer weiß, was der Kerl von dir gewollt hat! Er ist vielleicht ein Gauner, ein Taschendieb gewesen, der nur hat mit dir bekannt werden wollen, um dich schließlich zu berauben. Diese Burschen wissen, daß ein Mann, der so weit herkommt, auch Geld bei sich führt."

„Das bezweifle ich, es war ihm augenscheinlich nur darum zu thun, Auskunft über dich und deine Verhältnisse sowie über den Kaufmann Jackson hier zu erhalten, denn ich las es auf seinem Schurkengesicht, als er mit unterdrückter Freude in seinem Blick wiederholte:

„Reich, eine reizende Mexikanerin zur Frau und zwei so schöne Kinder!" Und kaum hatte er diese Auskunft erhalten, so konnte er nicht schnell genug von mir fortkommen und verwischte jede Spur hinter sich. Der Kerl hatte mit dir etwas im Sinne, mag es sein, was es auch wolle. Ich hätte mich mögen in Stücke zerreißen, daß

ich diesem Spitzbuben Auskunft über dich gab, es geschah ja aber in meiner Herzensfreude, da ich glauben mußte, er sei wirklich einer deiner Freunde."

Lincoln war nachdenkend geworden und wurde von Minute zu Minute ernster.

„Wie sah denn der Kerl aus?" fragte er nach einer ziemlich langen Pause, in der er augenscheinlich mit seinen Gedanken abwesend gewesen war.

„Er war nicht sehr groß, breitschultrig, von finsterm Aeußern, hatte sehr schwarzes Haar, starke, buschige Brauen und matte, gläserne Augen; was mir aber besonders an ihm auffiel, war seine ungewöhnliche Gesichtsfarbe; seine Haut war wirklich olivenfarbig," entgegnete Franval und bemerkte, daß Lincoln bei diesen Worten bleich wurde. Er war sichtbarlich heftig ergriffen, und auf seiner Stirn standen schwere Schweißtropfen. Doch raffte er sich plötzlich zusammen, wischte sich über die Stirn und sagte: „Laß ihn zum Teufel wollen, was er mag; er soll sich nur bei mir melden!"

Abermals trat eine Pause ein; Lincoln klopfte die Asche von seiner Zigarre, schritt mit derselben zu dem Licht, welches auf dem Tische stand, und hielt sie, obgleich sie noch brannte, in dessen Flamme. Franval hatte nur zu wohl bemerkt, daß sein Freund nach der gegebenen Beschreibung des sogenannten Apothekers Brand die Person desselben erkannt, und daß sie einen heftigen, erschütternden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Da aber Lincoln dieses Gespräch nicht weiter fortsetzte, so schwieg auch Franval und wartete, bis sein Freund der Unterhaltung eine andere Richtung gab. Dies geschah nun auch, nachdem Lincoln die Zigarre zum Fenster hinausgeworfen und dafür eine andre aus dem Sekretär genommen und angezündet hatte.

„Wie weit, sagst du, ist es von dem nächsten Hause bis zu deiner Ansiedlung?“ fragte er.

„Ich reite es gewöhnlich in nicht ganz drei Tagen.“

„Und wie lange warst du bis hierher unterwegs?“

„Zwei Wochen, doch habe ich mir die Zeit genommen und mich hier und dort unnöthig aufgehalten.“

„Es ist mir schon manchmal der Gedanke gekommen, ich möchte auch weit von allen Menschen wohnen; hätte ich gewußt, daß du da draußen lebtest, wer weiß, ob ich nicht schon zu dir gezogen wäre.“

Du in die Wildniß, Lincoln“, entgegnete Franval, „ich möchte wohl wissen, was dich dahinaus treiben könnte?“

„Nun, die Menschen, sie geben einem doch oft Ursache, sie zu meiden, und dann, Franval, hat ein jeder von uns einen Gedanken im Herzen verschlossen, der es mit Sorgen erfüllt!“ sagte Lincoln ernst und mit einem unterdrückten Seufzer.

„So schließe mir dein Herz auf und laß mich hinein sehen, wie es dem Freunde geziemt. Freundes Trost und Freundes Rath ist oft von Werth,“ antwortete Franval rasch und ergriff die Hand Lincolns.

„Es ist nichts, Franval, nur unnöthige Gedanken, kindische Sorgen und Hirngespinste. Laß es ruhen.“

„Nein, Lincoln, ich weiß, es ist eine alte Sorge, die dich drückt, theile sie mit mir, und sie wird dir nur halb so schwer vorkommen. Sei offen!“

„Später, vielleicht später reden wir darüber, jetzt nicht. Es ist wahrlich nicht der Mühe werth, daß man davon spricht. Du sollst es später aber sicher wissen, darauf mein Wort. Vielleicht besuche ich dich in deinem Eldorado.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, Rosiana

schritt leicht und heiter in das Zimmer, und die Unterhaltung der beiden Freunde nahm eine andre Richtung.

Der Morgen verstrich in trautem Zusammensein, wenn auch nicht ebenso heiter, wie die vorhergegangenen. Rosiana machte wiederholte Versuche, die sorgenlose, glückliche Stimmung wieder wachzurufen, weil sie nicht glaubte, daß eine wirkliche Veranlassung zu dem eingetretenen Ernst vorliege; als es ihr aber nicht gelang, wurde sie selbst nachdenkend und wortkarger. Sie hatte sich während der letzten Stunde nicht im Zimmer sehen lassen, weil ihre häuslichen Obliegenheiten sie bald in die Küche, bald in das Waschhaus, bald in den Garten riefen, in welchem sie einen kleinen Rasenplatz zum Bleichen der Wäsche benutzte, trat aber kurz vor der Mittagszeit herein und sagte mit etwas beunruhigtem Tone zu Lincoln:

„Sonderbar, ein fremder Mann hat sich, wie mir Yeddo sagt, nun schon seit drei Tagen häufig in der Nähe unsers Gartens an der Einzäunung aufgehalten, und soeben rief mich der Neger und meldete mir, daß derselbe Mann wieder hinter dem Zaune stände. Ich ging hinaus, um ihn zu sehen, und wirklich, dort stand er, den Hut tief in die Augen gedrückt, und stierte mich an, als ob er auf mich gewartet hätte. Ich kannte ihn nicht, und Yeddo sagt, er sei ein Fremder, den er noch niemals gesehen habe."

„Ei, da muß ich den Herrn doch einmal selbst fragen, was er will!" versetzte Lincoln rasch und sprang zur Thür hinaus und in den Garten, doch der Fremde war spurlos verschwunden.

„Wie sah er denn aus?" fragte Lincoln mit unverkennbarer Bestürzung seine Frau, die mit Franval ihm gefolgt war.

„Er war ein großer, hagerer, wie es mir schien ält-

licher Mann mit grauem Haar. Von seinem Gesicht habe ich nicht viel sehen können," entgegnete Rosiana, betroffen über die Aufregung, die sich auf Lincolns Zügen kundgab.

„Wenn er wiederkommen sollte, Yeddo, so sage es mir gleich, hörst du, ich möchte doch gern seine Bekanntschaft machen," sagte Lincoln zu dem alten Neger, der sich auf die Thürschwelle des Hauses gesetzt hatte und sich lachend und liebevoll gegen die Angriffe des kleinen Henry vertheidigte, die dieser in zärtlichem Uebermuth auf sein graues, wolliges Haar machte.

„Wenn du doch deinen Yeddo nicht hättest," sagte Lincoln zu seinem schönen Jungen, „hast du ihn denn auch recht lieb?" worauf der Knabe dem alten Sklaven um den Hals fiel und ihn herzte und drückte.

Die lauernde Erscheinung des fremden Mannes hatte nicht dazu beigetragen, die Stimmung zu erheitern, und so sehr sich die beiden Freunde und Rosiana auch bemühten, einander sorglos zu erscheinen, so blieb doch, während sie am Mittagstisch saßen, die Unterhaltung nur wenig belebt.

Nach eingenommenem Kaffee theilte Lincoln seinem Freunde mit, daß er einen nothwendigen Geschäftsweg nach dem Gerichtshause zu thun habe, und bat ihn, ihn dorthin zu begleiten. Franval folgte gern der Aufforderung, und Arm in Arm schritten sie dem Gerichtsgebäude zu. In kurzer Entfernung von demselben sahen sie den Staatsanwalt, den Sheriff und zwei in der Stadt ansässige Advokaten mit einem fremden, alten Manne von hoher, hagerer Gestalt daraus hervortreten. Dieselben nahmen, als sie Lincoln erblickten, augenscheinlich absichtlich eine andre Richtung, und gingen eiligen Schrittes über den Platz davon.

„Was mögen die wohl vor dem Gericht zu thun gehabt haben? Ich muß doch den Sekretär einmal fragen," sagte Lincoln betroffen, indem er den Davonschreitenden nachblickte, und begab sich dann mit seinem Freunde in die im oberen Stock des Hauses gelegene Amtsstube, wo der Bezirksschreiber die laufenden Geschäfte besorgte.

Lincoln machte mit demselben schnell das Geschäft ab, welches ihn hierhergeführt hatte, und fragte ihn beim Weggehen mit gezwungener Unbefangenheit, aus welchem Grunde ihm jene Herren einen Besuch abgestattet hätten. Der Beamte konnte eine große Verlegenheit nicht verbergen, erklärte aber doch, daß nur ganz unwichtige Klagesachen sie zu ihm gebracht hätten.

Lincoln sowohl als Franval lasen auf dem Gesichte des Beamten, daß er ihnen die Wahrheit zu verheimlichen suchte, und daß er eine Lüge gesagt hatte. Doch weder der eine noch der andre sprach sich darüber aus, und schweigend hatten sie das Gerichtsgebäude verlassen und waren eine zeitlang neben einander hingeschritten, als Lincoln plötzlich, wie zu einem Entschluß gekommen, stehen blieb und seine Hand auf Franvals Schulter legend sagte:

„Ich fürchte, die trüben Tage, von denen du vor kurzem spracheſt, sind nicht mehr fern von mir, und ich will beizeiten deine Freundschaft für mich anrufen. Du sollst mir einen Dienst erweisen."

„So ist es recht, Lincoln, heraus damit, was kann ich für dich thun?" entgegnete Franval freudig und nahm Lincolns Hand.

„Wundere dich nicht zu sehr, du sollst mir meinen Grundbesitz, mein ganzes Inventar und meine Neger abkaufen, und zwar sogleich, noch ehe wir wieder nach Hause zurückkehren."

Franval sah ihn einige Augenblicke überrascht an, ohne ein Wort zu entgegnen, als suche er sich den Zusammenhang zwischen diesem Schritt Lincolns und allem dem, was er über seine Verhältnisse wußte, klar zu machen; doch schnell, als ob er die Nothwendigkeit dieses Verkaufes einsehe, erwiderte er:

„Ich bin es zufrieden, laß uns den Handel sogleich abmachen. Nur vor jenem Herrn, den wir soeben verließen, dürfen wir wohl das Geschäft nicht abschließen?"

„Gewiß nicht, wir gehen zu dem Notar Scott, er ist mir immer ein treuer Freund gewesen und wird mir gern gefällig sein. Komm, laß uns eilen, damit ich diese Sorge los werde."

Die Freunde begaben sich nun zu der genannten Gerichtsperson, dort stellte Lincoln ein bündiges Dokument über den besagten Verkauf aus, er und Franval unterzeichneten dasselbe, der Notar rief einige Nachbarn zu sich herein, die, ohne den Inhalt zu kennen, dem Schriftstück als Zeugen ihre Namensunterschrift gaben, und Scott vollendete dessen gesetzliche Giltigkeit durch seine Beglaubigung und sein Gerichtssiegel. Franval empfing den Kaufbrief und händigte Lincoln dagegen seine Noten oder Schuldscheine über zehntausend Dollar aus, welche Noten nach Landesbrauch zu Zahlungen verwandt werden und so von Hand zu Hand gehen.

„Nun laß uns nach meinem oder richtiger nach deinem Hause gehen, ich will dir auch meine Barschaft zum Aufbewahren geben, denn ich fürchte, es zieht ein Gewitter heran, und es soll mich wenigstens bereit finden, ihm die Stirn zu zeigen. Der Himmel hat dich zu meiner Rettung hergesandt, Franval," sagte Lincoln, diesem die Hand drückend.

Zu Hause angekommen übergab er seinem Freunde

die Brieftasche mit den Staatspapieren, nachdem er demselben noch obige Noten beigefügt hatte, und sagte:

„Mein Vermögen ist gesichert, der Himmel schütze mir nun, was mir das Theuerste auf der Welt ist.“

Franval hatte seinem Freunde Power auf heute Abend seinen Besuch zugesagt und fragte Lincoln, ob es ihm angenehmer sein würde, wenn er ein andres Mal dort hingehen oder ob er selbst mit Rosiana ihn vielleicht begleiten wolle. Lincoln lehnte letzteres ab, bestand aber darauf, daß Franval sein Versprechen halte, und als die Sonne versunken war, nahm dieser seinen Hut, bat Rosiana, nicht mit dem Abendessen auf ihn zu warten, und verabschiedete sich mit dem Versprechen, nicht allzuspät zurückzukehren.

Dreizehntes Kapitel.

Es war der erste Abend seit Franvals Ankunft, den Lincoln mit seiner Frau allein zubrachte, und der erste seit ihrer Verheiratung, an dem sie das Abendbrot so schweigsam zusammen einnahmen. Es lag eine Gewitterschwüle in ihrer Stimmung, eine Ahnung von nahendem Unglück, der sie sich beide scheuten, Worte zu geben.

Die Negerin hatte den Tisch abgeräumt, und Lincoln ging in Gedanken versunken mit den Händen auf dem Rücken in dem Zimmer auf und nieder, als Rosiana mit ihrem Töchterchen auf dem Arm und ihrem Knaben an der Hand zu ihm trat, damit er den kleinen Lieblingen den gewohnten Nachtkuß geben könne. Er herzte und küßte die Kinder, befahl sie, wie er immer zu thun pflegte, für die Nacht dem Schutze des Allmächtigen an und küßte dann Rosiana, die ihm lächelnd über die Stirn strich, als wollte sie die Wolke, die sich dort gelagert hatte, entfernen. Er sah ihr nach, wie sie mit den Kleinen in das anstoßende Gemach ging, um sie dort in ihre Bettchen zu legen, und begann dann mit einem schweren Athemzuge wieder die Stube zu durchmessen. Nach einer Weile kehrte Rosiana in das Zimmer zurück, stellte das ausgelöschte Licht neben die brennende Lampe auf den Tisch und trat dann an Lincolns Seite, indem sie ihren Arm um seine Schultern legte.

„Warum so ernst, Edward?“ sagte sie, sich an ihn

schmiegend, „soll deiner Rosiana noch länger verschwiegen bleiben, was dir so schwer auf dem Herzen liegt?“

„Es sind Besorgnisse, beste Rosiana, die eigentlich keinen Grund haben, und darum wollen wir auch nicht darüber reden. Wozu soll ich auch dir das Herz schwer machen?“

„Ist es nicht härter für mich, die Sorge nur auf deiner Stirn zu sehen, ohne sie selbst zu kennen? Du hast ja niemals ein Geheimniß vor mir gehabt, sei auch jetzt offen gegen mich und laß mich auch dein Leid mit dir tragen, wie ich so unendlich viel Glück mit dir getheilt habe. Komm, Edward, setze dich zu mir auf das Sofa. Zwischen uns darf kein Geheimniß bestehen.“

Mit diesen Worten leitete Rosiana den geliebten Gatten zu dem Sofa, er mußte sich neben ihr niedersetzen, und indem sie ihren Arm um seinen Nacken legte und ihm bittend und liebevoll in die Augen sah, ergriff sie seine Hand und sagte: „Nun, Edward, nun rede offen.“ In diesem Augenblick ertönte die Schelle an der Hausthür. Eine eisige Kälte lief durch Lincolns Glieder, und sich aufrichtend sagte er:

„Das kann Franval noch nicht sein!“

Die Negerin hatte die Hausthür bereits entriegelt, als Lincoln die Stubenthür erreichte, dieselbe öffnete und in den Korridor hinaustreten wollte. Als ob er ein Gespenst gesehen hätte, so prallte er in das Zimmer zurück, und herein trat der ihm nur zu wohl bekannte Doktor Hunter, jene beiden Advokaten, die Lincoln heute hatte aus dem Gerichtshaus kommen sehen, und der Sheriff.

„Im Namen des Gesetzes,“ sagte letzterer, „lege ich hiermit Beschlag auf die Mulattin Rosiana und auf ihre beiden Quadronenkinder und verhafte Sie, Herr Advokat Edward Lincoln, da Sie angeklagt sind, die Mulattin

vor vier Jahren ihrem Eigenthümer, dem Pfarrer Nelson in Richmond, gestohlen zu haben."

Mit einem durch Mark und Bein dringenden Schrei war Rosiana aus dem Sofa aufgefahren, flog mit einem Sprunge nach der Schlafstube, wo ihre Kinder ruhten, und hatte die Thür hinter sich verschlossen, noch ehe Hunter, der ihr nachsprang, dieselbe erreichte.

„Zurück von der Thür, bei deinem Leben, Schurke!" schrie Lincoln dem Doktor zu, der sich gegen dieselbe warf, um sie mit Gewalt zu erbrechen, und richtete die Pistole auf ihn, die er aus dem offenstehenden Sekretär genommen hatte.

Hunter aber, wie der Tiger, der seine Beute vor sich entfliehen sieht, schoß einen wüthenden Blick auf Lincoln und warf sich wieder mit solcher Gewalt gegen die Thür, daß dieselbe in ihren Angeln krachte. In demselben Augenblicke knallte die Pistole Lincolns, und Hunter stürzte zusammen. Die ganze Handlung war das Werk weniger Augenblicke und war geschehen, ehe der Sheriff und die beiden Advokaten Lincoln in den Arm fallen konnten. Kaum hatte Rosiana die Thür hinter sich geschlossen, als sie ihren schlafenden Knaben aus dem Bettchen riß, ihn zum Fenster hintrug und ihn hinaus in den Garten fallen ließ, dann hob sie ihre Tochter auf ihren Arm, war mit einem Satze in dem Fenster und sprang mit dem Kinde in den Garten hinab. Mit nie gekannten Kräften hob sie nun auch den Knaben an ihre Brust und rannte fliegenden Laufes durch den Garten und auf dem Pfade nach dem Flusse hin, bis sie den Wald erreicht hatte, wo sie in dem ersten Buschwerk zu Tode erschöpft zusammensank.

Die Nacht war finster, nur das Licht der hell blinkenden Sterne ließ den Pfad erkennen. Rosiana spähete und lauschte

durch die Dunkelheit nach der Stadt hin und hielt bebend ihre weinenden Kleinen mit ihren Mutterarmen umschlungen, bald aber fühlte sie sich wieder kräftig, die Angst jagte sie wieder auf, zu Powers mußte sie ihre Kinder bringen, und wenn es ihr das Leben kostete. Die Lieblinge in ihren Armen stürzte sie vorwärts durch den dunkeln Wald, und wenn sie glaubte zusammenzubrechen, hauchte der Gedanke an die Häscher wieder neue Kräfte durch ihre Glieder. So erreichte sie das Ende des Waldes, da, wo Powers Feld sich an denselben hinzog, weiter konnte sie nicht, sie sank abermals nieder. Ihre Kinder umschlingend faltete sie ihre kleinen Hände und betete, mit thränenschwerem Blick zum Himmel aufschauend, zu dem Allmächtigen, daß er ihr Kraft geben möge, das Haus des biedern Mannes zu erreichen, damit sie ihn und Franval um Hilfe anrufen könne. Wiederholt versuchte sie, sich zu erheben, ihre Kniee brachen zusammen, ihre Füße wollten sie nicht weiter tragen. Sie weinte laut und drückte ihre Kinder fester an ihre Brust. Plötzlich hörte sie die laut lachende Stimme des alten Power, wahrscheinlich war Franval im Begriff, sich zu entfernen. Rosiana mußte ihn noch dort treffen, die Verzweiflung trieb sie fort, sie raffte sich zusammen, ihre Füße trugen sie wieder, wieder hielt sie ihre Kleinen gegen ihre Brust gepreßt und stürzte wankend an der Einzäunung hin, bis sie nur wenige Schritte von Powers Haus entfernt war. Jetzt hörte sie Franvals Stimme, wie er den alten Leuten eine gute Nacht wünschte.

„Franval, Franval!“ schrie Rosiana mit der letzten Kraft ihrer Stimme und schwankte in den Lichtschein, der aus der offenen Thür des Hauses kam. Ihre Kinder glitten aus ihren Armen an die Erde, und mit dem halb-

erstickten Ruf um Hilfe sank sie über dieselben hin. Ihr prächtiges Haar hatte sich gelöst, ihr Gewand war zerrissen, und ihre Füße, von denen sie die Schuhe verloren hatte, waren von Blut gefärbt.

„Um Gottes Willen, was ist geschehen?“ schrie Franval und sprang zum Tode erschrocken Rosiana zu Hilfe; sie richtete sich auf; sie wollte reden, die Stimme versagte ihr, ihr Blick aber sprach Entsetzliches aus und flehte den Freund um Beistand an. Dieser geleitete sie in die Wohnung des Pflanzers, während die beiden alten Leute in ihrer Bestürzung die weinenden Kinder ihr nachtrugen und dieselben durch Liebkosungen zu beruhigen suchten.

Rosiana war in das Sofa gesunken und kämpfte lange Zeit mit der Entkräftung und den wiederkehrenden Anfällen von Ohnmacht, die Verzweiflung aber hielt ihre Seele in ihrem Körper zurück, bis sie endlich in einen Thränenstrom ausbrach und durch einzelne abgebrochene Andeutungen den Umstehenden mittheilte, was geschehen sei. Franval verstand sie nur zu wohl, Power und dessen Frau aber konnten sich nicht erklären, mit welchem Rechte man die Frau und ihre Kinder hätte verhaften wollen. Kaum hatte Rosiana ihrem Herzen Luft gemacht und erkannt, daß Franval sie verstanden hatte, als sie, von Ermattung überwältigt, zurücksank und in einen schlafartigen, bewußtlosen Zustand verfiel. Frau Power mit der kleinen Virginia auf dem Schoße beruhigte den Knaben, der neben seiner Mutter auf dem Sofa lag, und Franval winkte dem Pflanzer, mit ihm hinaus vor das Haus zu gehen.

„Sie sind einer von Lincolns treuesten Freunden in dieser Gegend, Herr Power, und die Zeit ist gekommen, wo dessen wirkliche Freunde sich durch die That bewähren

sollen," redete Franval dort mit mahnender Stimme den Pflanzer an, indem er dessen Hand faßte. „Werfen Sie alle Vorurtheile, die Ihnen Gebrauch und Gewohnheit aufgedrungen haben, von sich und urtheilen Sie nach dem Rechte, welches Gott in Ihr biederes Herz gelegt hat. Rosiana ist Mulattin und ist vor vier Jahren als Sklavin mit Lincoln von Richmond geflohen."

Eine berstende Granate hätte den Alten nicht mehr aus seiner nervigen eisernen Festigkeit bringen können, als die Worte Franvals, er stierte ihn mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen an, als ob er etwas zu Ungeheures gehört habe, als daß seine Gedanken es zu fassen imstande gewesen wären.

„Schwarzes Blut — in Rosiana?" rief er mit gewaltsam gedämpfter Stimme, als scheue er sich, das Geheimniß von seinen eigenen Lippen ausgesprochen zu hören.

„Ja wohl, sie ist Mulattin, die gute, edle, liebenswürdige Frau ist Mulattin. Ist das ein solches Schreckenswort für Sie, alter Freund — ist die Frau Ihres Freundes Lincoln Ihnen darum weniger werth — die verehrte, geliebte, angebetete Frau, die nimmer eine Mühe scheute, der nie ein Opfer zu groß war, wenn es sich um einen Freundschafts-, einen Liebesdienst für Sie handelte — ist sie so schnell aus Ihrem Herzen vertrieben — ist alles vergessen, was sie Ihnen gewesen, was sie für Sie gethan hat? Kommen Sie, alter, ehrlicher Grenzmann, geben Sie mir Ihre Hand zum Schutz dieser schändlich und ungerecht Verfolgten, für Lincoln, für sein rechtmäßiges Weib und für seine lieben Kinder geben Sie mir Ihre Hand und nehmen Sie mir den festen Glauben nicht, den ich in Ihr braves Herz gesetzt habe."

Diese Mahnung Franvals wirkte gewaltig auf das

natürliche Rechtlichkeitsgefühl des Alten, er richtete sich zu seiner vollen Größe auf, trat einen Schritt von Franval zurück und streckte ihm seine eiserne Rechte entgegen, indem er sagte:

„Bei Gott, Sie haben ein wahres Wort gesprochen, Herr Franval, hier haben Sie meine Hand und mein Wort, ich werde zeigen, daß ich Lincolns treuer Freund bin. Nun aber gleich zum Handeln, Zeit ist nicht zu verlieren. Lassen Sie uns zu ihm eilen, er wird uns schon erwarten. Nur einen Augenblick, ich will mein Messer holen. Verdammt, die Hunde sollen den alten Grenzmann in mir kennen lernen!"

Damit stürmte der Pflanzer in das Haus und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einem langen Bowiemesser und einer Pistole im Gürtel zu Franval zurück, worauf beide im Sturmschritt der Stadt zueilten. Letzterer theilte nun dem Alten den muthmaßlichen Zusammenhang des Unternehmens gegen Lincoln mit und berieth sich mit ihm über die Maßregeln, die sie dagegen ergreifen wollten.

In unglaublich kurzer Zeit langten sie in der Nähe von Lincolns Haus an und fanden vor demselben in der Straße einige Hundert Einwohner der Stadt versammelt, deren lautes Reden und Lärmen ihnen entgegenschallte. Der Pflanzer hatte den Hut vom Kopf genommen, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und schnaubend schoß er Franval voran in die dichtgedrängte Menge und machte sich mit den Worten Platz:

„Eine unerhört schändliche Intrigue ist gegen unsern Freund Lincoln eingeleitet, um ihn zu stürzen, weil er den andern hiesigen Advokaten im Wege stand, noch hat er aber bessere und stärkere Freunde hier, als jene, die uns die Haut vom Leibe zogen. Hurra für Lincoln!"

Und Hurra donnerte es als Antwort aus der Menge hervor.

An der Thür des Hauses angelangt, wehrte einer der Advokaten, die mit dem Sheriff zur Verhaftung Lincolns und seiner Familie erschienen waren, den Pflanzer zurück, doch dieser warf ihn mit einem Fluch in den Garten hinaus und trat, von Franval gefolgt, in das Wohnzimmer, aus dessen offener Thür ihm viele Stimmen entgegentönten. Hier saß Lincoln, an Händen und Füßen mit Ketten belastet, im Sofa, und neben demselben, gleichfalls an Ketten geschlossen, stand der alte Neger Yeddo und die beiden Sklavinnen Lincolns. Doktor Hunter, dessen Kopf mit einem blutigen Tuch umwunden war, saß Lincoln gegenüber auf einem Stuhl und hielt seinen finstern, boshaften Blick auf diesen geheftet, während der Sheriff beschäftigt war, das Sekretär und die Kommoden zu durchsuchen und Anstalt gemacht wurde, dieselben zu versiegeln. Dabei war das Zimmer mit einigen zwanzig bewaffneten Männern gefüllt, welche erschienen waren, um die Ausführung des Verhaftungsbefehls zu unterstützen.

Als Lincolns Blick dem der beiden Freunde begegnete, sprang er auf und hielt ihnen seine mit Ketten belasteten Hände hin, welche diese schweigend ergriffen und drückten und ihm dabei mit den Augen ihren Beistand und ihre Hilfe zusicherten.

„Herr Sheriff," wandte sich jetzt der Pflanzer mit gebietender Stimme an diesen, „ich ersuche Sie, dies ungesetzliche Verfahren gegen einen achtbaren, allgemein verehrten freien Bürger unseres Staates einzustellen. Sie haben in jeder Weise die Macht des Gesetzes überschritten. Herr Lincoln ist kein Kriminalverbrecher, kein flüchtiger Mörder, den man nächtlicher Stunde fängt, wo man seiner habhaft werden kann, er ist ein hier ansässiger

Mann, dem Sie nicht so ohne weiteres noch nach Sonnenuntergang mit einer bewaffneten Bande in das Haus fallen können. Wissen Sie wohl, was das Hausrecht in diesem Lande bedeutet, und wissen Sie wohl, daß Lincoln berechtigt war, Sie samt Ihren Helfershelfern niederzuschießen."

„Der Verhaftungsbefehl, Herr Power, ist mir in gesetzlicher Form überliefert, und der Kläger, Herr Hunter hier, hat die nöthige Sicherheit geleistet, die eine solche Verhaftung bedingt, entgegnete der Sheriff mit ruhigem Tone, indem er auf den Doktor zeigte, dem die Kugel Lincolns nur eine Streifwunde am Kopf gerissen hatte.

„Diesem Schurken, den eine Fliege gestochen zu haben scheint, stand es frei, eine Klage gegen Herrn Lincoln anzustellen; ehe man sich aber seiner Person bemächtigte, mußte man abwarten, ob er nicht selbst Sicherheit für sich leistete. Und ich glaube kaum, daß ein Bürger in unserer Stadt lebt, der eine höhere Sicherheit zu geben im stande wäre, als Herr Lincoln. Wer hat wohl mehr Freunde hier, als er? Nochmals, stehen Sie ab von Ihrem Verfahren, oder bei Gott, Willkür gegen Willkür!"

Bei diesen Worten, die der Pflanzer so laut rief, daß man sie deutlich in der Straße vor dem Hause hören konnte, schlug er mit der Hand gegen den Griff seines Messers und warf seine herausfordernden Blicke auf die um ihn versammelten Männer.

So heftig Power auch gegen das Verfahren des Sheriffs protestierte, so ruhig und gelassen blieb dieser in seinen Antworten, berief sich auf den ihm vom Gerichte zugestellten Befehl sowie auf seine Pflicht, demselben Folge zu leisten, und bot alles auf, um den erzürnten Mann zur Ruhe zu bringen.

„Sie haben sich auch einen Eingriff in mein Eigen-

thumsrecht erlaubt, Herr Sheriff," nahm jetzt Franval das Wort, indem er nahe vor diesen trat. „Jene Neger, die Sie sich unterstanden haben, an Ketten zu schließen, sind mein freies, unabhängiges Eigenthum, die Möbeln, die Sie jetzt versiegeln lassen, sind es gleichfalls, und die Wohnung, in die Sie nach Sonnenuntergang eingedrungen sind, ist meine Besitzung. Ich ersuche Sie, meinen Grund und Boden sofort zu verlassen, wenn ich nicht von meinem Hausrechte Gebrauch machen soll. Hier ist mein Kaufbrief, lesen Sie!"

Ueberrascht und bestürzt trat der Advokat Fracier an die Seite des Sheriffs auch Doktor Hunter stand schnell auf und ging zu diesen hin, und alle drei überzeugten sich von der Richtigkeit des abgeschlossenen Verkaufs.

„So werden wir wenigstens die Papiere des Herrn Lincoln und ihn selbst mit uns nehmen," entgegnete der Sheriff und setzte, seinen Blick von Franval zu Power lenkend, noch hinzu: „Oder wollen die Herren vielleicht, wie es das Gesetz vorschreibt, die doppelte Sicherheit leisten?"

„Mit allem, was ich in der Welt besitze!" rief der Pflanzer, indem er seine Hand wie zum Schutz nach Lincoln ausstreckte; doch dieser fiel ihm in die Rede und sagte:

„Ich nehme weder von Herrn Power noch von Herrn Franval eine Sicherheit an und mache meine Gegner für das mir zugefügte Unrecht verantwortlich. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, Herr Sheriff."

Dabei gab er seinem Freunde ein Zeichen, seinem ausgesprochenen Willen Folge zu leisten und winkte Franval mit einem Blicke zu sich heran. Hunter und der Advokat Fracier zogen den Sheriff zur Seite und redeten

eifrig zu ihm, welchen Augenblick Franval benutzte, zu Lincoln zu treten.

„Ist Rosiana mit den Kindern bei Power im Hause?“ fragte dieser Franval mit leise bebender Stimme. „Dann laßt mich allein und eilt zu ihr zurück. Bringt sie fort, ehe man sich ihrer bemächtigt, nimm sie mit dir und sorge nicht für mich. Wird man ihrer habhaft, was Gott verhüte, so soll sie läugnen, damit wir Zeit gewinnen. Virginien ist weit von hier, und der Beweis, daß sie die bezeichnete Mulattin sei, ist schwer zu führen. Jedenfalls lasse den Advokaten Lane aus R. ersuchen, meine Vertheidigung zu übernehmen. Und nun, Franval, eile zu Rosiana, ehe es zu spät wird.“

Lincoln preßte bei diesen Worten Franvals Hand krampfhaft in der seinigen, und dieser wandte sich dann rasch zu dem Sheriff und sagte:

„Herr Sheriff, nehmen Sie gefälligst sogleich meinen Negern die Ketten ab, ich habe nun lange genug darauf gewartet.“

Hunter wollte den Sheriff noch davon zurückhalten, doch dieser gab ihm zu verstehen, daß er der Aufforderung Folge leisten müsse, und befreite die Sklaven von den Fesseln. Franval wies nun dieselben an, seine Rückkehr hier im Hause abzuwarten, und eilte, Lincoln noch einen Trostblick zuwerfend, mit Power aus dem Hause, während der Doktor und der Advokat Fracier ihnen mit einem boshaften Lächeln nachschauten, denn vor wenigen Minuten war ihnen schon die Kunde überbracht, daß Rosiana mit ihren Kindern durch einen Bevollmächtigten des Sheriffs verhaftet und in das Gefängniß abgeführt worden sei. Schon vor dem Eintreten in die Wohnung Powers erfuhr dieser und Franval das Schicksal der unglücklichen Mulattin, denn Frau Power kam ihnen weinend und

händeringend entgegen und theilte ihnen mit, daß ein Bevollmächtigter des Sheriffs mit einem Dutzend Männer im Hause erschienen wäre und Rosiana mit ihren beiden Kindern hinweggeschleppt hätte.

Power tobte und wüthete, wie ein angeschossener Eber, und schwur, daß er blutige Rache für das Eindringen in seine Wohnung nehmen wolle, doch Franval suchte ihn zu beruhigen und mit ihm zu überlegen, was sie zunächst im Interesse ihres Freundes thun müßten. Sie kamen bald darin überein, daß das Dringendste jetzt die Herbeischaffung des Advokaten Lane sei, und Franval bedachte sich nicht lange, überließ es Power, sein Möglichstes hier am Orte für Lincoln zu thun, sattelte seinen Hengst und sprengte auf dem Wege nach dem dreißig Meilen entfernten Städtchen R. davon, um den Advokaten selbst zu holen.

Rosiana saß während dieser Zeit in einem elenden Blockhaus auf einem Strohlager über ihren Kindern zusammengekauert, die beide weinend eingeschlafen waren und immer noch von Zeit zu Zeit laut aufschluchzten. Es war rabenfinster in dem engen Raum, und das halb vermoderte Gebälk des Hauses hatte die Luft in demselben verdorben. Rosiana konnte ihre Kinder nicht sehen, sie hielt sie aber mit ihren Händen fest, als fürchte sie, daß man sie ihr in der Dunkelheit nehmen könne. Sie weinte nicht, sie klagte nicht, sie dachte nicht, nur ein riesiges, fürchterliches Bild ihres Unglücks stand vor ihrer Seele, zu groß, zu unermeßlich, als daß ihre Sinne es hätten fassen können; es drückte ihren Geist zu Boden, und, wie der Schiffbrüchige unter der Wucht der über ihn hinrollenden Wogen sich an ein Stück Mast klammert, so hielt sie sich bebend an dem letzten, was ihr geblieben, an ihren Kindern fest.

Verworren und wild durchschwirrte die Erinnerung an die letzt verflossenen Stunden ihr Gehirn, sie sah den furchtbaren Mann, das Schreckbild ihrer Jugend, den Doktor Hunter, mit den Gerichtspersonen in das Zimmer treten, sie hörte den Pistolenschuß hinter sich krachen, sie hörte ihre aus dem süßen Schlaf aufgeschreckten Kinder weinen, sie fühlte die Angst, die Noth während ihrer Flucht, und zwischen allen diesen Bildern sah sie ihren trostlosen, unglücklichen Gatten der tiefsten Verzweiflung preisgegeben. Oft schauderte sie zusammen, ihre Glieder zitterten heftig, und sie schmiegte sich fester an ihre Kinder an.

Plötzlich hörte sie Stimmen, Fußtritte nahten sich dem Hause, Lichtstrahlen brachen durch die Fugen zwischen den Balken herein, und mit Angst und Beben schlang sie beide Arme um ihre Kleinen und hielt sie an ihrer Brust fest. Das Schloß knarrte, Rosiana stierte mit Entsetzen nach der Thür hin, dieselbe öffnete sich, und bei dem Lichte einer Laterne trat der alte Power und dessen Frau herein. Mit einem Hoffnungsschrei erhob sich Rosiana und breitete ihre Arme flehend nach den Eintretenden aus.

Die alte Frau schloß die unglückliche Mutter in ihre Arme und weinte laut, sie wollte ihr Trost einsprechen, die Stimme aber versagte ihr, und in Ermangelung der Worte klopfte sie Rosiana zärtlich auf die Schulter und strich ihr schmeichelnd über das gelöste, weiche Lockenhaar. Auch der eisenfeste Power war tief ergriffen, auch ihm waren die Augen feucht geworden, und indem er Rosianas Hand in die seinige nahm und sie leise und bebend schüttelte, sagte er mit bewegter Stimme:

„Hat nichts zu sagen — soll schon alles gut gehen — nur ein wenig Geduld — lassen Sie mich nur sorgen — der alte Power hat großen Einfluß auf die Leute hier

— und geht es nicht im Guten, so soll es mit Gewalt gehen — nur Muth, meine liebe Frau Lincoln, verlassen Sie sich auf mich!"

Rosiana drückte ihre Lippen auf die sehnige Rechte des biedern Mannes, die Freundschaft und Theilnahme der beiden alten Leute berührte wie die Hand eines tröstenden Engels ihr schmerzhaft zusammengepreßtes Herz, ihre Brust hob sich freier, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und schluchzend stammelte sie Worte des Dankes hervor.

„Wo ist Edward — war er es, der den Schuß abfeuerte?" fragte sie dann und faltete ängstlich ihre Hände.

„Er war's; schade, daß er den Schurken nicht besser getroffen hat, die Kugel streifte nur dessen Kopf. Lincoln befand sich noch in seinem Hause, als ich ihn verließ, Franval ist nach R. geritten, um den Advokaten Lane herbeizuholen, und ich wollte Ihnen nur einige Bequemlichkeit bringen, ehe ich zu Lincoln zurückkehre," entgegnete der Pflanzer und rief dann seine vor dem Blockhause wartenden Neger herein.

Diese trugen einen Ballen mit Bettzeug in das Haus, stellten eine Kanne mit Milch und einen Korb mit Brod und Früchten auf den Fußboden und zündeten die mitgebrachte Lampe an. Das Bett war schnell nach der Anweisung der Frau Power hergerichtet und die beiden Kinder auf demselben niedergelegt.

Obwohl die beiden Alten alle ihnen zu Gebote stehenden herzlichen Worte, alle Zeichen der Liebe und Freundschaft aufboten, um der tiefgebeugten, unglücklichen Mulattin Trost und Hoffnung einzureden, wollte es ihnen nur schwer gelingen. Als sie endlich gefaßter und ruhiger schien, sagte die Pflanzerfrau zu ihr: „Nun leben Sie

wohl, liebe Rosiana, morgen bringe ich Ihnen alles, was Sie bedürfen, und hoffentlich wird Ihr Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer sein. Franval bringt sicher den Advokaten Lane mit sich," und abermals umarmte und küßte sie die Gefangene.

„Auch ich komme morgen in der Frühe zurück," fiel der Pflanzer ein, indem er Rosiana die Hand reichte. „Jetzt will ich zu Lincoln gehen und sehen, ob ich etwas für ihn thun kann."

„Ach eilen Sie, Sie bester, bravster Freund, Gott wird es Ihnen lohnen, und wir werden es Ihnen noch mit unserm letzten Athemzug danken. Eilen Sie zu Lincoln, trösten Sie ihn und sagen Sie ihm, daß ich unser unverschuldetes Unglück seiner würdig tragen wolle."

Die beiden liebevollen Alten verließen nun Rosiana, nachdem sie ihr nochmals Muth und Hoffnung eingesprochen hatten, und der Gerichtsdiener, der vor dem Hause in der Dunkelheit ihrer Rückkehr wartete, verschloß wieder die eisenbeschlagene Thür des Gefängnisses.

Power hatte die Laterne in die Hand genommen und ließ ihr Licht an der Seite des Blockhauses hinstreifen, wo es auf eine Mannesgestalt fiel, die dort mit einer Muskete im Arm an die Wand gelehnt stand. Als der Blick des Pflanzers auf den Wächter traf, murmelte er halblaut einige Verwünschungen vor sich hin, wandte sich dann rasch von ihm ab und schritt nun, seiner Frau leuchtend, auf dem Pfad voran, der nach der nächsten Straße führte; denn das Gefängniß lag auf einem wüsten, weiten Platz an der Außenseite der Stadt. Als er die letzten Häuser derselben erreicht hatte, gab er die Laterne einem seiner Neger und bat seine Frau, sich von den beiden Sklaven nach Hause geleiten zu lassen, da er jetzt nothwendig sich von dem Schicksal Lincolns überzeugen müsse.

„Gehe mit Gott," sagte die alte Frau, „schon oft habe ich ja diesen Weg zu nächtlicher Stunde allein gemacht. Tröste Lincoln und sage ihm, daß ich für Rosiana treulich sorgen würde."

Mit verdoppelten Schritten eilte Power nach Lincolns Hause, wo er nur noch die Sklaven vorfand. Der alte Yeddo saß in der Dunkelheit vor der Thür und theilte ihm mit, daß der Sheriff seinen Herrn vor einer Stunde fortgeführt habe, und zwar in das Gerichtsgebäude, wo derselbe in einem Zimmer des obern Stockes eingeschlossen sei und von einer Wache bewacht werde. Der Neger sagte, er selbst sei ihm nach jenem Hause gefolgt und habe in dessen Nähe gewartet, bis sich der Sheriff mit den andern Herren wieder von dort entfernt hätte.

Power sah ein, daß es ein unnöthiger Versuch sein würde, Lincoln noch in dieser Nacht sprechen zu wollen, er empfahl dem Neger die Sorge für das Haus an und ging dann schweren Herzens nach seiner eigenen Wohnung zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Noch nie hatte sich der Einwohnerschaft der Stadt eine so allgemeine Aufregung bemeistert, als am folgenden Morgen, als die Kunde über das Schicksal Lincolns und dessen Familie bekannt wurde. Es war niemand, der bei der ersten Mittheilung der Nachricht nur den entferntesten Glauben schenken wollte, man lachte und scherzte darüber, und es bedurfte der Beweise, ehe man sich von der Wahrheit überzeugte. Jeder nahm Partei für oder wider Lincoln, doch die erstern waren die bei weitem zahlreicheren.

Die Advokaten, Frazier an deren Spitze, die schon lange eine Gelegenheit herbeigewünscht hatten, um ihren glücklichen jungen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, waren eifrig bemüht, die Leute gegen Lincoln zu stimmen, und die dem Amerikaner schon in frühester Jugend eingeimpfte Verachtung gegen alles, was vom Neger abstammt, kam ihnen bei ihrem Bestreben sehr zu Hilfe. Sie nannten Rosiana eine weggelaufene Negerin, nannten ihre Kinder Negerkinder und Lincoln einen Negerdieb. So sehr groß war das Vorurtheil gegen das afrikanische Blut, daß man selbst in den gebildetsten Familien der Stadt, unter denen Lincoln die besten Freunde zählte, mit Entsetzen auf das freundschaftliche Verhältniß zurückblickte welches man mit Rosiana gepflogen hatte.

Nur wenige hatten den Muth, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten und offen zu bekennen, daß sie Freunde Rosianas seien. An der Spitze dieser wenigen stand der alte Power und erklärte laut und öffentlich, daß er Rosianas treuer Freund bleiben würde, auch wenn es sich erweisen sollte, daß sie von einer Negerin abstamme. Zugleich aber stellte er die ganze Nachricht über ihre Abkunft von einer schwarzen Mutter als die unerhörteste, schändlichste Lüge hin, die nur von diesem Schurken, der sich Doktor Hunter nenne, erfunden sei, um sich dadurch ein Vermögen zu erwerben.

Diese Behauptung Powers fand sofort eine große Zahl von Gläubigen. Alle diejenigen, welche mit Lincolns Familie befreundet gewesen waren, schlugen freudig diesen Ausweg aus ihrer Verlegenheit ein und gebrauchten jeden ihnen zu Gebote stehenden Einfluß, um das rein weiße Blut in Rosiana zu vertheidigen.

Schon früh am Morgen und namentlich gleich nach der Frühstückszeit füllten sich die Straßen und Plätze der Stadt mit Menschen, an allen Ecken, vor den Trink- und Wirthshäusern und besonders in der Nähe des Gerichtsgebäudes traten die Leute zusammen, um Lincolns Angelegenheit zu besprechen, und in allen Familienkreisen war dieselbe der alleinige Gegenstand der Unterhaltung. Power war allenthalben, und wo er war, da hörte man auch seine gewaltige Stimme zu Lincolns Lob und zur Schmach Hunters und dessen ganzer Partei ertönen. Ja, er suchte diese auf, und wo er sie fand, trat er dazwischen und sprach laut und rücksichtslos seine Meinung über sie aus. Niemand wagte es, dem alten Ehrenmanne zu nahe zu treten, denn man bangte persönlich vor ihm, noch mehr aber fürchtete man seinen Einfluß, den er weit und breit ausübte.

Wie die Stunden des Tages schwanden, so mehrte sich die Ueberzeugung, das ganze Gerücht über Rosianas Abstammung sei nur eine boshafte Erfindung, und es wurden sehr ernste Stimmen laut, daß gar kein gesetzlicher Grund zur Verhaftung Lincolns und dessen Familie vorläge. Es sei, sagte man, noch garnicht festgestellt, ob jener Herr Hunter der Mann auch wäre, für den er sich ausgegeben hätte, man sprach über leichtsinnige Annahme der Klage von seiten des Bezirkssekretärs und ergoß sich in Schmähungen gegen die Advokaten, die Hunters Sache führten. Der Sheriff, der als ein streng rechtlicher Mann bekannt war und in allgemeiner Achtung stand, bemühte sich vergebens, die wachsende Aufregung gegen Hunter und dessen Gefährten zu bekämpfen; umsonst versicherte er auf das heiligste, daß die gültigsten Beweise gegen Lincoln und dessen Frau durch Hunter beigebracht seien, und daß die Annahme der Klage auf das vollständigste gerechtfertigt wäre. Er wurde allenthalben überstimmt, und man forderte schließlich die Freilassung der Gefangenen. Da erschien bei Sonnenuntergang eine gedruckte Aufforderung an die Bewohner der Stadt, worin der Bezirkssekretär dieselben bat, sich bis zum nächsten Morgen zu gedulden, da alsdann das Recht über die Annahme der Klage öffentlich geprüft und dasselbe seitens des Klägers durch Beweise vor einem Geschworenengericht festgestellt werden solle. An allen Straßenecken wurde diese Aufforderung angeschlagen, und wie ein plötzlich vorgeschobener Damm hemmte sie augenblicklich den Strom der Bewegung für die Befreiung der Gefangenen. Alt und Jung war in den Straßen, und namentlich drängte man sich auf dem Platze bei dem Gerichtshause, um die dort angeheftete Anzeige zu lesen und seine Meinung darüber abzugeben.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als von dem fernen Ende der Stadt her jubelnde Stimmen ertönten und bald darauf in jener Richtung eine Staubwolke sichtbar wurde, die sich schnell und unter lauten Hurras dem Gerichtsgebäude näherte. Zwei heransprengende Reiter auf schweißbedeckten Rossen wurden jetzt sichtbar, und wenige Augenblicke später bewillkommnete die vor dem Gerichtsgebäude versammelte Volksmenge Franval und den ersehnten Advokaten Lane mit stürmischem Jubel. In der Anwesenheit Lanes sahen die Freunde Lincolns Schutz und Rettung für diesen, denn jener war ihm stets ein treuer Freund gewesen, und als Rechtsanwalt stand er in hohem Ansehn.

Kaum vom Pferde gestiegen, drängten sich seine nähern Bekannten und Freunde zu ihm hin, um ihn noch persönlich zu begrüßen, namentlich aber Power rief ihm einen triumphierenden Willkomm zu. Der Pflanzer theilte ihm und Franval darauf mit, wie es Rosiana gehe, und beklagte sich, daß man ihm den Zutritt zu Lincoln verwehrt habe.

Lane stellte sich dem Sheriff, der ihn auch freundlich begrüßte, als Lincolns Rechtsbeistand vor mit der Bitte, ihn sofort zu demselben zu führen, worin jener ohne Widerrede einwilligte: er geleitete ihn zu dem Gefangenen und ließ ihn mit demselben allein. Ueber eine Stunde verweilte Lane bei dem Angeklagten, und während dieser Zeit hatte sich der Platz vor dem Gerichtsgebäude Kopf an Kopf mit Menschen gefüllt, die alle auf die Rückkehr des Anwalts warteten, um möglicherweise dessen Ansicht über Lincolns Angelegenheit zu erfahren. Kaum erkannte man ihn durch das Dunkel des Abends in der Thür des Gebäudes, als ein donnerndes Hurra ihm entgegenschallte und man sich mit Gewalt den Weg in seine Nähe zu

bahnen suchte. Lane forderte den Sheriff nun auf, ihn zu Rosiana zu führen, wohin ihn die Volksmenge unter lauten Bezeugungen der Theilnahme für Lincolns Sache begleitete. Auch die Berathung mit Rosiana, wobei Franval und Power zugegen waren, dauerte geraume Zeit, sodaß der Mond schon hinter dem nahen Walde am Ufer des Stromes versank, als der Advokat mit den beiden Freunden das Gefängniß verließ. Im Triumph geleitete ihn das Volk nun nach dem Gasthause, wo man eine Wohnung für ihn in Bereitschaft hielt, und es herrschte nur die eine Stimme, daß Lincoln sowie seine Gattin morgen von der Anklage entbunden und in Freiheit gesetzt werden würden.

Ruhe zog in dieser Nacht nicht in die Stadt ein, die Trink- und Wirthshäuser blieben mit Gästen gefüllt, und der wilde, tobende Lärm in den Straßen, der vom übermäßigen Genuß geistiger Getränke zeugte, verhallte nicht, bis der neue Tag erschien. Mit ihm aber zogen von allen Seiten Reiter und Reiterinnen aus dem Lande in die Stadt, denn die Kunde von Lincolns Verhaftung und der heute bevorstehenden Gerichtsverhandlung lockte die Leute aus der Umgegend zu Hunderten herbei. Schon einige Stunden vor dem Beginne der Verhandlungen füllte sich das geräumige Gerichtshaus mit Männern, die sich dort Plätze sichern wollten, denn bei den vielen aus dem Lande eingetroffenen Fremden war es vorauszusehen, daß der Raum nicht alle würde fassen können, die der Sitzung beizuwohnen wünschten.

Kurz vor zehn Uhr zeigte sich plötzlich eine rasche Bewegung unter den Leuten in den Straßen, alle strömten dem Wege zu, der von dem Gefängniß nach dem Gerichtsgebäude führte, und ein von dem alten Power selbst gelenkter Wagen kam im Schritt von dort herangefahren.

In demselben befand sich Rosiana mit ihren beiden Kindern und von dem Sheriff begleitet. Sie war sehr bleich, und ihre ganz schwarze Kleidung und der neben ihrer blutlosen Wange herabhängende schwarze Schleier machte die schnelle Veränderung in ihrer Erscheinung noch auffallender. Ihr großes, dunkles Auge hatte den natürlichen, lebhaften Glanz verloren, es sah düster und starr unter der langen Wimper hervor und spiegelte den ungeheuren Schmerz, die Verzweiflung, die Rosianas Herz in krampfhaften Zuckungen bewegte. Mit gesenktem Haupte lehnte sie sich in dem Sitz zurück und hielt in ihren beiden Armen ihre beiden Kinder an ihre Brust gepreßt, während ihr thränenloser Blick unbeweglich vor sich hin gerichtet war.

Der Sheriff saß ebenso regungslos der unglücklichen Frau gegenüber und hielt seine Augen von ihr abgewandt; man konnte es auf seinen Zügen lesen, daß er in tiefster Seele von ihrem Schicksal ergriffen war, und daß seine Gegenwart nur durch seine Pflicht als Diener des Gesetzes erzwungen war. Langsam zogen sie durch die zu beiden Seiten mit Zuschauern gefüllte Straße hin, kein Laut wurde unter denselben hörbar, alles sah schweigend, theilnehmend und mitleidig auf die schöne, unglückliche Frau, die allen bis jetzt nur als ein liebliches Bild irdischer Glückseligkeit bekannt gewesen war.

Vor dem Gerichtsgebäude hielt die Kutsche still, Franval öffnete den Schlag, hob den Knaben heraus, nahm das Mädchen auf seinen Arm und war Rosiana behilflich, den Wagen zu verlassen. Mit bebender Hand zog sie den Schleier vor ihr bleiches Antlitz, und nahm dann den ihr gebotenen Arm des Freundes, um sich aufrecht zu halten, während sie, von ihm geführt, in das Haus schwankte. Franval geleitete sie mit den Kindern in ein Zimmer des

oberen Stockes, wo Frau Power ihrer schon harrte, um ihr die schweren Stunden, die sie in diesem Hause verleben sollte, durch Worte des Trostes und der innigsten Theilnahme zu erleichtern.

Bald darauf verkündete die laute Stimme des Sheriffs aus der Thür des Gerichtsgebäudes, daß die Sitzung jetzt beginnen würde. Der Saal war bereits zum Erdrücken mit Zuhörern gefüllt, und lautlos und mit unterdrückter Aufregung erwartete die Menge den Anfang der Verhandlungen.

Die Geschworenen hatten sich auf ihren Bänken niedergelassen, der Bezirksrichter seinen Platz eingenommen, und die Advokaten Frazier und Lane standen an den Seiten der Schranken sich gegenüber, der eine, um Lincolns irdisches Glück vollends zu vernichten, der andere entschlossen, ihm dasselbe um jeden Preis zurückzugeben.

Der Bezirkssekretär legte nun den Geschworenen und den Richtern die Papiere vor, auf welche hin die Klage gegen Lincoln angenommen und der Verhaftsbefehl gegeben worden war. Doktor Hunters Person war darin durch das Gericht in Richmond legitimiert, und zugleich war er als Erbe des verstorbenen Pfarrers Nelson dortselbst anerkannt. Es war gleichfalls darin bezeugt, daß die Mulattin Rosiana, damals Eigenthum des Pfarrers Nelson, vor vier Jahren demselben entronnen war, und Hunter hatte beschworen, daß er diese, sein jetziges Eigenthum, in der Rosiana Lincoln erkannt habe. Auch war in den Papieren ein Herr Joseph Griffin legitimiert, ein langjähriger Nachbar des verstorbenen Pfarrers Nelson, der die Mulattin Rosiana seit ihrer frühesten Kindheit gekannt und sie bis zu ihrer Flucht fast täglich gesehen hatte. Dieser Herr Griffin war mit Hunter hier vor Gericht erschienen und hatte gleichfalls beschworen, daß er jene Mu-

lattin in der Rosiana Lincoln wieder erkannte, die er einige Male in ihrem Garten gesehen, wo er ihr an dem Zaune aufgelauert habe.

Hunter und Griffin, derselbe alte, hagere Mann, der Rosiana in so große Unruhe versetzt hatte, als Yeddo ihr denselben an der Garteneinzäunung zeigte, beide mußten jetzt vortreten und die Fragen beantworten, die theils der Richter, theils der Advokat Lane an sie stellte.

Der Anwalt Frazier nahm darauf das Wort und setzte die zweifellose Richtigkeit der Dokumente und der Angaben Hunters und Griffins auseinander und verlangte schließlich, daß man Rosiana, ohne daß sie vorher von Griffins Hiersein in Kenntniß gesetzt werde, demselben gegenüber gestellt würde, damit die Geschworenen und die Richter sich von dem Eindruck überzeugen könnten, den das Erscheinen des früheren Nachbars der Mulattin auf dieselbe machen müsse.

Der Advokat Lane trat nun, augenscheinlich durch die letzte Forderung bestürzt, vor die Schranken und erklärte die ganze Anklage für einen schändlichen Betrug seitens Hunters, der nur die Zufälligkeiten benutzte, die Rosiana Lincolns Person und die Verhältnisse ihm böten, sie als jene Mulattin zu bezeichnen, um sich dadurch einen unerhört niederträchtigen Erwerb zu verschaffen. Der Zeuge Griffin, den Hunter mit sich führe, sagte er, sei Theilhaber in dem beabsichtigten Geschäft, und außerdem erinnere sich Lane recht gut, daß ein gewisser Joseph Griffin in Richmond wegen Negerdiebstahl vor Gericht gestanden habe und steckbrieflich dieserhalb von dort verfolgt worden sei. Ehe Lane diesen Mann als Zeugen annehmen könne, müsse man sich von Richmond Auskunft verschaffen, ob er auch nicht jener Negerdieb sei.

Frazier fiel ihm in die Rede und verlangte vom Richter, daß er den Sprecher zur Ordnung rufe und ihm untersage, einen achtbaren Mann in solch unerhörter Weise zu schmähen. Dies geschah; dennoch that Lane alles, um eine unvorbereitete Zusammenkunft zwischen Rosiana und Griffin zu vermeiden. Der Richter aber, der keinen Grund dagegen sah, bestimmte, daß Frau Lincoln vor die Schranken geführt und dem Zeugen gegenübergestellt werden solle, ohne daß man ihr erlaube, mit jemandem zu reden. Mit diesem Auftrage entfernte sich der Sheriff, wenige Minuten nachher öffnete sich die Thür neben dem Richter, und Rosiana, vom Sheriff geführt, wankte mit gesenktem Blick in den Gerichtssaal.

Ein Gemurmel lief durch den weiten Raum, und Worte der Theilnahme, des Mitleids, ja der Entrüstung wurden unter den Zuhörern laut.

Noch hatte Rosiana die Schranken nicht erreicht, als Lane laut hustete und sie ihren Blick zu ihm erhob. Er hatte seinen Finger auf seinen Mund gelegt und warf ihr mit aller Macht seiner Augen einen bedeutungsvollen Blick zu, indem er zugleich seitwärts nach Griffins Gestalt hinblinzelte, welcher der herantretenden Frau den Rücken zukehrte.

Rosiana hatte den Wink verstanden, sie heftete ihr Auge erwartungsvoll auf den fremden Mann und erkannte in ihm jenen Unbekannten, den sie an der Einzäunung ihres Gartens gesehen hatte. Zugleich aber rief seine Gestalt eine Erinnerung aus früherer Zeit in ihr hervor, und sie war nach diesen wenigen Augenblicken vorbereitet, einen früheren Bekannten zu sehen, den ihr Lane untersagte, als solchen anzuerkennen. Ihres Gatten, ihrer Kinder und ihr eigenes Lebensglück hing von ihrer Festigkeit ab, das wußte sie, das hatte ihr Lane gesagt, und

fest wollte sie sein. Sie hatte, nur wenige Schritte von Griffin entfernt, die Schranken erreicht, als dieser sich auf einen Wink Fraziers umwandte und sie in ihm den langjährigen Nachbar aus Richmond erkannte.

Sie fühlte, daß es ihr kalt durch die Glieder lief, und daß das Blut ihr nach dem Herzen drängte. Sie legte die Hand auf die Schranken, um ihr Beben nicht zu verrathen, ihren Blick aber hielt sie fest und unbeweglich auf den Nachbar wie auf einen fremden, ihr unbekannten Mann geheftet, so daß dieser zuerst seine Augen von ihr abwenden mußte. Im Geiste aber sah sie nicht den Nachbar, sondern ihren Gatten und ihre Kinder vor sich stehen, die sie zur Festigkeit aufzufordern schienen.

Der Advokat Frazier fragte Rosiana nun, ob sie diesen Mann kenne? Lane aber fiel rasch in das Wort und untersagte ihr zu antworten.

Dann erinnerte er den Richter daran, daß hier kein Verhör gehalten, sondern daß nur festgestellt werden solle, ob eine Klage überhaupt und ob darauf hier ein Verhaftsbefehl zulässig sei.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür neben dem Richter leise, und lautlos und mit Blitzesschnelle führte Hunter eine weibliche Gestalt, über deren Kopf ein großes Tuch bis auf ihre Füße herabhing, an die Seite Rosianas.

Alle schauten überrascht und erstaunt auf die geheimnißvolle Erscheinung, Rosiana heftete entsetzt ihren Blick auf die Verhüllte, und Lane war im Begriff, Auskunft über dieses unpassende Komödienspiel zu verlangen, als Hunter das Tuch von der Unbekannten hinwegriß und die Negerin Morna, die Mutter Rosianas, vor dieser stand.

„Mutter!“ schrie die Mulattin, wie mit einem Todes-

schrei, das Wort erstarb halb auf ihren Lippen, und regungslos sank sie zu Boden, und „Rosiana, mein Kind!“ schrie die Negerin und fiel, ihre Arme um die Ohnmächtige schlingend, neben ihr nieder.

Schrecken und Entsetzen wurde in vielen hundert Stimmen zugleich laut, Zuhörer, Geschworene und Beamte, alle waren aufgesprungen, und in wilder Verwirrung drängte man sich an die Schranken in die Nähe der unglücklichen, ohnmächtigen Frau, deren Mutter sie laut weinend und jammernd fest umschlungen hielt und sich nicht von ihr trennen lassen wollte. Lane versuchte die Negerin hinwegzureißen, Franval und Power hoben Rosiana auf, und nur mit Mühe konnte man sie der Umarmung ihrer schwarzen Mutter entwinden. Man trug sie hinauf in das Zimmer, wo sich Frau Power noch befand; die treue, alte Freundin bot alles auf, sie aus ihrem Todesschlaf zu erwecken, doch lange widerstand die tiefe Ohnmacht allen angewandten Mitteln, ehe das Leben in Rosiana zurückkehrte.

Die Niederlage der Freunde Lincolns war vollständig, die Geschworenen und der Richter erklärten die Annahme der Klage, sowie die Verhaftung für gerechtfertigt, und ihr Beschluß lautete dahin, daß die Angeklagten bis zum nächsten Bezirksgericht hier gefangen gehalten werden sollten.

So vollkommen des Doktors Sieg aber auch war, so sehr hatten die Mittel, die er angewandt hatte, die Gemüther gegen ihn aufgebracht und die Theilnahme für Lincoln und die Seinigen vermehrt. Schon als Hunter mit seinen Gefährten das Gerichtshaus verließ, konnte der Sheriff sie kaum vor thätlichen Beleidigungen und Angriffen seitens des Volkes schützen, und die heftigsten Verwünschungen und Flüche begleiteten sie bis zu dem

Hause des Advokaten Frazier, wo sie ihre Wohnung hatten.

Durch das Gesetz war Hunter die Beute in die Hände gegeben, dieselbe aber zu halten war für ihn eine andere Aufgabe, die vielleicht noch schwerer zu lösen war, als die erste. Noch über vier Monate lagen zwischen jetzt und dem nächsten Bezirksgericht, von welchem sein Recht auf den Besitz Rosianas und ihrer Kinder entschieden werden sollte. Bis dahin mußte er für die Bewachung der Gefangenen sorgen, denn das Gericht gab nur das Gefängniß, ein elendes Blockhaus, zu deren Verwahrung her und stand nicht dafür ein, daß sie durch List oder Gewalt daraus befreit würden.

Um sie leichter bewahren zu können, veranlaßte Hunter, daß Lincoln gleichfalls in das Gefängniß gebracht wurde, wo man Rosiana und ihre Kinder verwahrte, zugleich aber erwirkte er den Befehl, daß niemand außer dem Gefangenwärter und dem Sheriff Zutritt haben sollte. Zur Bewachung des Gefängnisses erwarb er ein Dutzend Männer, die er sich verpflichtete bis zur Zeit des Bezirksgerichts zu verköstigen und ihnen eine Summe von zweitausend Dollar auszuzahlen, wenn sie bis dahin eine mögliche Flucht der Gefangenen verhinderten und dieselben vor die Schranken des Gerichtes bringen würden.

Die größere Zahl dieser Männer stand in keinem guten Ruf, sie waren als Spieler, Trinker und Tagediebe bekannt und wurden von dem bessern Theil der Einwohnerschaft der Stadt als eine gefährliche Last betrachtet. Man suchte jedoch mit ihnen in gutem Vernehmen zu bleiben, weil man sich fürchtete, sie sich zu Feinden zu machen, und oftmals sah man anständige Männer, wenn sie diesen Leuten in der Nähe eines Trink-

hauses begegneten, mit ihnen hineingehen, um sie dort auf ein Glas Branntwein frei zu halten.

Einer unter ihnen, namens Rouser, ein Mann von herkulischer Stärke und wildem, wüstem Aussehen, wurde stets als das Haupt aller Taugenichtse, Müssiggänger und Schwindler der Stadt betrachtet, und es war bekannt, daß er großen Einfluß auf sie ausübte, sowie daß sie sich sämtlich vor ihm fürchteten. Der Advokat Frazier hatte ihn Hunter besonders empfohlen, und mit ihm hatte dieser in Gegenwart von dessen elf Kameraden den Vertrag wegen Bewachung der Gefangenen abgeschlossen.

Jeden Abend, wenn die Dunkelheit hereinbrach, begaben sich sechs dieser Wächter bewaffnet nach dem Gefängniß und lagerten sich dort bei einem kleinen Feuer, bis sie nach Mitternacht von den andern sechs Wächtern abgelöst wurden, welche dann bis zum Tagesanbruch dort verweilten. Des Tages über trieben sie sich in den Trinkhäusern umher, gingen auf die Jagd, fischten in dem nahen Strome oder lagen und schliefen. Rouser aber hatte sich auch oftmals den Leuten in der Stadt und in der Umgegend nützlich gemacht, indem er verlorenes Vieh und Pferde aufsuchte und den Einwohnern zurückbrachte, wobei allerdings manchmal der Verdacht auf ihm ruhte, daß er selbst die Thiere fortgetrieben habe, um den Lohn für deren Zurückbringen zu verdienen. Auch hatte man ihn zu scharfen Ritten verwandt, wenn eilige Botschaften zu überbringen waren, und gelegentlich hatte er sich auch wohl zum Arbeiten hergegeben, wenn es in der Erntezeit an Arbeitskräften mangelte. Er war dadurch mit allen Leuten in der Stadt und auf dem Lande sehr bekannt, und er nahm niemals Anstand, wenn er in Geldverlegenheit war, bei dem ersten besten sich einen kleinen

Vorschuß auf künftig zu leistende Dienste auszubitten, der ihm denn auch in der Regel gewährt wurde.

Mehrere Tage, nachdem Lincoln in das Gefängniß zu seiner Gattin und seinen Kindern gebracht worden war, verließen Franval und Power gegen Abend die Stadt, in der sie sich bei dem Sheriff nach dem Befinden der unglücklichen Freunde erkundigt hatten.

„Ich fürchte, es bleibt uns nun nichts mehr übrig, als Lincolns sämtliches Vermögen zu opfern und Hunter damit abzufinden; wenn alles verkauft wird, so bringen wir doch wohl gegen fünfzehntausend Dollar zusammen. Den alten Yeddo und die beiden Negermädchen will Lincoln unter keiner Bedingung verkauft haben," sagte Franval, neben dem Pflanzer hinschreitend.

„Der Schurke fordert zwanzigtausend Dollar für Rosiana und die Kinder, und wenn ich nun auch das Fehlende zulegte, dann müßte Lincoln mit dem Bettelstab davon gehen; daraus wird nun und nimmer etwas; eher will ich jenem Hunde selbst die Kehle abschneiden. Nein, nicht einen Cent soll der Kerl bekommen, wir machen Lincoln frei im Guten oder im Bösen. Ich habe aber eine Hoffnung, die mich nicht täuschen wird," sagte Power, indem er seinen Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn strich, „hören Sie, Franval. Unter der Bande, die das Gefängniß bewacht, ist ein Mann, namens Rouser, ein berüchtigter Kerl, der aber doch wieder seine guten Seiten, und wenn Sie wollen, mitunter, wenn sein Interesse nicht darunter leidet, auch einiges Rechtlichkeitsgefühl hat. Ich kenne den Kerl schon seit mehreren Jahren und habe ihm manchmal aus Verlegenheiten geholfen.

Er hält viel auf mich. Hunter hat sich verpflichtet, den zwölf Männern zweitausend Dollar zu zahlen,

wenn sie die Gefangenen beim nächsten Gericht vor die Schranken liefern. Wie wäre es, wenn wir Rouser das Doppelte böten, zahlbar, sofort nachdem Lincoln mit den Seinigen in Freiheit gesetzt worden wäre? Ich glaube, er nähme den Vorschlag an und betröge seine Kameraden noch obendrein um ihren Antheil. Natürlich würde ich mit der Zahlung so viel Frist bedingen, daß Lincoln Zeit hätte, in Sicherheit zu kommen, denn sonst wäre Rouser im stande und brächte ihn gegen eine Belohnung wieder in Hunters Gewalt zurück."

„Dafür dürfen Sie mich sorgen lassen, habe ich ihn einmal mit mir unterwegs, dann soll kein weißer Spürer unsre Fährte auffinden. Glauben Sie wirklich, daß dieser Mann auf den Vorschlag eingehen wird?"

„Ich glaube es nicht, ich weiß es; der Kerl verkauft seine eigne Seele, wenn sie ihm feil gemacht würde. Heute Abend nach dem Essen gehen wir wieder zur Stadt zurück und sehen uns nach ihm um, er selbst nimmt es mit dem Wachen nicht so genau und streicht abends gern in den Trinkhäusern umher, um frei gehalten zu werden, oder zu sehen, ob nicht irgend ein Verdienst für ihn auftaucht. Finden wir ihn, so werfe ich ihm den Köder vor; Sie werden sehen, er beißt an. Wer mit dem Teufel zu kämpfen hat, thut am besten, ihn gleich bei den Hörnern zu nehmen."

„Gebe Gott, daß er darauf eingehe!" antwortete Franval mit einem schweren Athemzug, „dann ginge es vielleicht ohne Blutvergießen ab; denn befreien müssen wir sie, und sollte es unser beider Leben kosten; dafür habe ich Ihr Wort, alter Freund!"

„Und das Wort ist gut, und Power ist gut für sein Wort. Zuerst aber wollen wir sehn, was sich mit den Mitteln der List erreichen läßt; reißen alle Stränge, und

kommen wir damit nicht zum Ziele, zum Kuckuck, dann heraus mit dem Grenzmann; frei machen wir Lincoln, und sollte ich das ganze Nest in Asche legen!"

Mit Trauer und Thränen empfing die Frau des Pflanzers die traurige Nachricht, daß alle Mühe, Lincoln zu sprechen, abermals vergebens gewesen wäre, und daß der Sheriff dessen und Rosianas Lage als eine sehr betrübende geschildert habe.

„Aber Power," sagte die Matrone, ihn mit einem mahnenden Blicke ansehend, „so kann man doch die Sache unmöglich länger ruhig mit ansehen. Lincolns waren die geachtetsten Leute in der Stadt und sind stets unsere besten Freunde gewesen; sollen wir nun erlauben, daß man sie um eines so schlechten Mannes willen langsam zu Tode quält! Denn das wird doch das Ende sein, wenn sie noch lange in jenem fürchterlichen Orte verweilen."

„Bravo Mutter!" sagte Power, indem er seiner Frau auf die Schulter klopfte, „wir wollen es auch nicht lange mehr ansehen. Noch ein Mittel will ich versuchen, und hilft das nichts, dann rufe ich meine und Lincolns Freunde zusammen, und wir machen kurzen Prozeß!"

Die Unterhaltung über die Lage Lincolns und über die Mittel, ihn aus derselben herauszureißen, brach nicht ab, hundert Pläne wurden gemacht und ebenso viele verworfen, und kaum nahmen sich die beiden Männer die Zeit, das Abendbrot zu verzehren. Das Dunkel der einbrechenden Nacht lag schon auf der Gegend, als sie ihre Pfeifen anzündeten und wieder nach der Stadt zurückschritten.

Gegenüber einem Trinkhause blieb Power auf dem Platze stehen und hielt seinen Blick auf dasselbe geheftet. In dem Lichte, welches aus der Thür hervorströmte, sah man Leute sich hin- und herbewegen, und unter der

Veranda vor dem Hause konnte man mehrere Männergruppen erkennen.

„Er ist noch nicht dort, wie es scheint, ich sehe ihn wenigstens nicht," sagte Power zu Franval und sah immer noch spähend nach dem Trinkhause. Doch jetzt trat eine Riesengestalt unter der Veranda hervor und hemmte zum großen Theil den Lichtstrahl, der aus derselben hervordrang.

„Doch, das ist er," sagte Power rasch, „warten Sie hier, ich will mich ihm zeigen und ihm einen Wink geben. Ich bringe ihn mit mir."

Mit diesen Worten eilte Power raschen Schrittes auf das Trinkhaus zu und ging dann langsam, als ob er auf jemanden warte, in der Straße vor demselben auf und nieder.

Rouser war in das Haus und an den Schenktisch getreten, leerte dort ein großes Glas mit Branntwein und Wasser und schritt dann wieder heraus unter die Veranda, während er ein Stück Kautabak aus der Tasche hervorzog und mit dem schweren Messer, welches er im Gürtel trug, ein Stück davon abschnitt. Er schien in Gedanken versunken zu sein und schaute durch die Dunkelheit nach dem Platze gegenüber.

In diesem Augenblick trat Power in den matten Lichtschein, der aus der Thür des Hauses weithin über die Straße fiel, und hob, seinen Blick auf Rouser heftend, seine Hand mit einem weißen Taschentuch schnell zum Munde auf. Rouser hatte Power sofort erkannt, er blickte nochmals scharf nach ihm hin und sah, daß der Pflanzer die Bewegung mit der Hand noch einmal wiederholte. Er schob das Stück Tabak gemächlich in seinen Mund, sah sich links und rechts unter der Veranda um, als wolle er sich die Männer merken, die dort zusammenstanden, und ging dann pfeifend langsam in die Straße hinaus. Er

folgte derselben, bis die Dunkelheit ihn jedem Blick von dem Trinkhause her entzog, und wandte sich dann rasch zu dem Platze, wo er immer noch die Gestalt des Pflanzers im Auge hielt. Er folgte Power eilig und erreichte ihn gerade, als derselbe mit Franval zusammentraf.

„Sieh, Herr Power und Herr Franval, guten Abend, meine Herren, wenn ich mich nicht irrte, so haben Sie für Rouser einen Auftrag. Sie wissen, ich bin stets dienstbereit," sagte dieser, indem er sich mit dem Kopfe verneigte und beiden ungeniert die Hand reichte.

„Ihr habt mich recht verstanden, Rouser, ich habe etwas mit Euch zu reden, was Euch interessieren wird. Ihr macht doch immer gern ein Geschäft, wenn etwas dabei zu verdienen ist, zumal wenn es sich um eine gute Sache handelt," sagte Power zutraulich.

„Versteht sich, dazu lasse ich mich nie zweimal auffordern; womit kann ich dienen?"

„Ihr kennt unsere Freundschaft für Lincoln, Rouser," entgegnete Power und schwieg abermals, als wolle er diesem Zeit geben, den Wink zu verstehen.

„Ja so," sagte der Riese halblaut vor sich hin, als unterwürfe er die Andeutung einer schnellen Prüfung. „Allerdings kenne ich Ihr Verhältniß zu dem Gefangenen, und es ist mir leid, daß mich die Nothwendigkeit dazu gebracht hat, gegen Ihr Interesse zu handeln; Sie wissen aber, ich bin Geschäftsmann, und im Geschäft hören persönliche Beziehungen auf. Wir werden gut bezahlt."

„Das heißt, Ihr werdet gut bezahlt werden, wenn Ihr Euer Versprechen ausführt; es wäre aber doch auch möglich, daß Ihr daran verhindert würdet?" entgegnete Power mit bedeutsamem Tone.

„Nun, dann wäre nichts mehr daran gelegen, denn das

könnte nur mit meinem Tode geschehen. So lange ich lebe, nimmt mir die Gefangenen niemand mit Gewalt!"

„Nun, wenn Ihr aber viel mehr dabei verdienen könntet; Ihr seid Geschäftsmann, Rouser?" sagte Power fragend und sah erwartungsvoll auf die dunkle Gestalt des Mannes.

„Das würde die Sache ändern, Geschäft geht allem vor. Sprechen Sie sich offen aus, Herr Power, Sie wissen, daß ich mich Ihnen stets dankbar verpflichtet fühlte."

„Angenommen, wir zahlten Euch viertausend Dollar, nachdem Lincoln mit den Seinigen in Freiheit gesetzt und in Sicherheit gebracht worden wäre. Nach Eurem Vertrag mit Hunter würdet Ihr erst in vier Monaten die Hälfte dieser Summe erhalten, vorausgesetzt, daß nichts dazwischen käme. Was meint Ihr dazu?" sagte Power mit mehr Sicherheit.

„Das ließe sich hören, und das Geschäft wäre wohl auszuführen. Freilich, es erfordert Ueberlegung und Vorsicht. Man dürfte zum Beispiel nicht alle meine Gefährten in das Geheimniß ziehen, viele Köpfe, viele Zungen, am besten wäre es, wenn ich es allein besorgen könnte," antwortete Rouser nachdenkend und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Ich will mir die Sache überlegen und Ihnen morgen Abend um diese Zeit hier Antwort geben."

„Was ist da groß zu überlegen?" entgegnete Power ungeduldig. „Sagt mir, ob Ihr es übernehmen wollt, oder nicht; die Weise, wie Ihr es vollbringt, ist Eure Sache. Ihr seid ja doch sonst nicht so verzagt."

„Verzagt?" wiederholte Rouser lachend, „das ist just nicht meine schwache Seite, aber alles will überlegt sein."

„Das könnt Ihr nachher thun. Vorerst sagt mir ja

oder nein, damit wir unsere Maßregeln darnach nehmen können. In wenigen Tagen hättet Ihr das Geschäft gemacht und das bare Geld in der Tasche."

„Es sei! Hier ist meine Hand, die Sache ist abgemacht; doch sie bleibt unter uns; ich will es allein ausführen. Kommen Sie morgen Abend wieder um diese Zeit hierher, bis dahin, denke ich, kann ich Ihnen Näheres über meinen Plan mittheilen," entgegnete Rouser, indem er Power und dann Franval die Hand reichte. „Bis morgen," sagte er und wandte sich von ihnen ab, doch Franval hielt ihn mit den Worten zurück:

„Noch einen Augenblick. Könntet Ihr wohl unserm Freunde noch in dieser Nacht ein paar Worte von mir zustellen? Ich möchte ihn wenigstens wissen lassen, daß seine Rettung nahe ist."

„Das kann leicht geschehen, der Vogelbauer hat ja hundert Oeffnungen; ob die Vorsicht es aber nicht verbietet? Ein beschriebenes Papier ist ein böser Zeuge!" erwiderte Rouser zögernd.

„Lincoln wird doch nicht selbst diesen Zeugen seinen Gegnern aushändigen! Wartet hier, ich will im Lichte jenes Fensters nur ein paar Worte schreiben," sagte Franval und sprang, ohne eine Antwort abzuwarten, nach der andern Seite des Platzes, wo aus dem Fenster eines Hauses ein heller Lichtschein auf die Straße fiel.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und übergab Rouser ein zusammengefaltetes Papier, indem er sagte:

„Wenn es ohne Gefahr geschehen kann, so händigt Herrn Lincoln diese Zeilen ein, sie werden ihn beruhigen." Rouser nickte mit dem Kopfe, verbarg das Papier in seiner Rocktasche, wünschte den beiden Männern eine gute Nacht und verschwand in der Dunkelheit schnell vor ihren Blicken.

Fünfzehntes Kapitel.

Um diese Zeit saß Lincoln neben Rosiana vor dem Bett, auf dem ihre beiden schlafenden Kinder lagen; sein Haupt ruhte an der Schulter der geliebten Gattin, während sie ihren Arm um ihn geschlungen hielt. Das trübe Licht der Lampe erleuchtete nur matt den schauerlichen, elenden Raum, dessen vom Wurm zernagte, halbvermoderte Balkenwände mit Schmutz und Staub bedeckt waren, doch gab es Helligkeit genug, um die beiden unglücklichen Gatten gegenseitig das Elend auf ihren bleichen, abgehärmten Zügen erkennen zu lassen, welches ihre Herzen zu brechen drohte. Schweigend hatten sie schon lange so gesessen, Rosiana ließ von Zeit zu Zeit ihre kleine Hand liebkosend über das glänzende Lockenhaar des theuren Mannes gleiten und vermied dadurch, die Thränen, die ihren Augen entrollten — ihr Weinen zu verrathen.

„Sollte sich denn der böse Mann nicht zufrieden stellen, wenn wir ihm alles gäben, was wir besitzen, Edward?“ fragte Rosiana mit matter Stimme.

„Er fordert ja zwanzigtausend Dollar für dich und für unsre Kinder, und wenn wir alles veräußern lassen, so bringen wir kaum vierzehntausend zusammen; unsre Sklaven werde ich niemals verkaufen. Und was sollen wir dann beginnen? Hierbleiben können wir nicht,“ antwortete Lincoln, ohne aufzublicken.

„Was hat denn Franval begonnen, ist er nicht glücklich in seiner Wildniß — sollten wir es nicht auch dort sein können?"

„Er hat nicht Weib, nicht Kind; er hat nur sein eigenes Leben zu wagen!" sagte Lincoln mit einem tiefen Seufzer und sah Rosiana und dann seine Kinder an.

„In der Nähe von Franval würden wir aber wohl sicher sein, er scheint doch gar nicht in Sorgen zu leben."

„Auch mit der Gefahr wird der Mann vertraut und hört auf, sie, wenn er allein steht, zu fürchten; was ist das eigene Leben aber gegen das eines solchen Weibes und solcher Kinder!" sagte Lincoln und zog Rosiana an seine Brust.

„Sieh, Edward, was ist das?" sagte die Frau, plötzlich auffahrend, „dort an der Wand, es kommt durch die Balken, ein Papier!" Und leise hatte Rosiana die wenigen Schritte gethan, ergriff das Papier und zog es von dem Ladestock, an dessen Spitze es zwischen den Balken hindurch in das Haus geschoben war.

„Hier, Lincoln, lies!" flüsterte die Frau und hielt mit bebender Hand ihrem Gatten das Papier hin. Lincoln entfaltete es zitternd und brachte es in den Schein der Lampe.

„Ihr werdet befreit werden, bald, beruhigt euch," las er jetzt die Bleistiftschrift, in der er Franvals Hand erkannte.

„Gott sei gelobt und gedankt!" sagte er, hob seine gefalteten Hände mit dem Papiere hoch über sich und wandte seinen Blick nach oben. Dann breitete er seine Arme auseinander, und aufschluchzend sank ihm Rosiana an die Brust. Beide weinten, sie weinten aber Thränen der Hoffnung, der Freude, und eine lange, glückliche Pause verstrich, ehe sie wieder Worte fanden.

Rosiana ermannte sich zuerst:

„Komm, Edward, nun aber auch weg mit den Wolken von deiner Stirn; der Himmel und unsre treuen Freunde nehmen sich unsrer an, laß uns nun auch stark sein und auf sie bauen. Wie konnten wir denn an ihnen zweifeln? Komm, weg mit den Thränen, es wird alles gut werden."

„Du süßes, einziges Weib, wie soll ich dir jemals deine Liebe vergelten! Ja, laß uns hoffen und glauben; wenn der Himmel mir nur dich und die Kinder läßt, alles andre mag er mir nehmen, und ich bin der reichste, der glücklichste Mensch auf Erden!"

Bald war das Licht der Lampe erloschen, tiefer Schlummer umfing die mit neuer Hoffnung belebten Gatten und ließ sie in erquickender Ruhe vergessen, daß sie noch hinter Schloß und Riegel in festem Gewahrsam schliefen und von einer Bande von Gaunern bewacht wurden.

Auch in der bescheidenen Wohnung des alten Power war heute Nacht Glück und Freude eingekehrt: der Pflanzer saß mit Franval und mit der Gattin noch spät an dem schweren, aus Eichenholz gezimmerten Tisch und blies lachend und scherzend dicke Dampfwolken aus seiner Pfeife in die Luft, schlug bald das eine, bald das andre Bein über und schwur, indem er mit der Faust frohlockend und jubelnd auf den Tisch donnerte, daß es der größte Spaß seines Lebens sein würde, das Gesicht des Schurken Hunters zu sehen, wenn er die Kunde von Lincolns Befreiung erhalten haben werde.

„Wie wird der Kerl toben, wenn ihm der herrliche Verdienst entgangen ist und er noch obendrein die Kosten zahlen muß! Und daß die nicht unbedeutend sein werden, dafür wird sein Freund Frazier schon sorgen. Einen

Hauptspaß giebt es noch zwischen Rouser und seinen sauberen Kameraden, denn diese werden nicht einen Cent von den viertausend Dollar zu sehen bekommen!" sagte der Pflanzer lachend und setzte dann ernst hinzu: „Das Recht trägt doch zuletzt immer den Sieg über die Schlechtigkeit davon!"

„Gott gebe es, daß alles gut gehe," fiel Franval ein. „Jedenfalls muß die Befreiung ausgeführt werden, ehe der Mond aufgeht, und je früher es geschieht, desto mehr Zeit haben wir, Lincoln und die Seinigen weit genug von hier zu entfernen; denn wird seine Flucht bekannt, so wird man alles daran setzen, seiner wieder habhaft zu werden."

„Das hat nichts zu sagen, sein und Rosianas Pferd sind beide brave Thiere, und ich habe sie hier bei mir gut gepflegt, sie können jetzt schon etwas Ungewöhnliches leisten. Den alten Yeddo, den Lincoln jedenfalls mitnehmen wird, versorge ich mit einem tüchtigen Gaul und gebe ihm noch ein gutes Handpferd dazu für den Fall, daß einem der Thiere etwas zustößt. Das giebt einmal wieder einen scharfen Ritt, Freund Franval, wie man ihn an der Grenze gewohnt ist. Schade nur, daß ich ihn nicht mitmachen darf, ich muß hier bleiben, um den Verdacht von der rechten Spur abzuwenden," entgegnete Power.

„Sie müssen auch morgen zeitig einen Boten zu Lane senden, damit er sofort hierherkommt. Ich muß ihm Vollmacht geben, Lincolns Eigenthum zu verkaufen," bemerkte Franval.

„Ich werde alles für die Bequemlichkeit zur Reise der lieben Rosiana und ihrer Kinder bereit halten und die Sachen so verpacken, daß sie das Handpferd leicht tragen kann. Die Reise wird der lieben Frau beschwerlich

werden; es gilt ja aber ihr ganzes Lebensglück," sagte Frau Power theilnehmend.

„Ich glaube, Mutter, dir würde selbst jetzt noch der Ritt eine Kleinigkeit sein. Wie manchmal haben wir unter Gottes freiem Himmel übernachtet," fiel der Pflanzer ein und klopfte der Gattin liebevoll auf die Schulter. Dann fuhr er zu ihr gewandt fort: „Ich dächte, Frau, du machtest uns ein Glas kalten Whiskypunsch. Während der letzten Tage hat mir nichts schmecken wollen; dieser Schurke Hunter hatte mir den Appetit verdorben."

Lächelnd erhob sich die Matrone und eilte hinaus, um dem Wunsche ihres Gatten nachzukommen, dessen frohe Laune ihr so wohl that; hatte doch die Veranlassung zu seiner Fröhlichkeit auch ihr eigenes Herz so hoch beglückt.

Erst gegen Mitternacht erhoben sich die beiden Alten mit ihrem Gaste, um sich zur Ruhe zu begeben. Power trat in die Thür des Hauses, in welche jetzt das helle Licht des Mondes eindrang, stemmte die Arme in die Seiten und sagte hinausschauend zu Franval:

„Die große Laterne wird ihnen auf ihrem Ritt gute Dienste leisten, sie können die Gäule frisch auftreten lassen. Es ist doch von Wichtigkeit, daß sie in der ersten Nacht ein gutes Stück Weges zurücklegen. Wenn nur der Kerl, der Rouser, die Sache bald ausführt, damit sie noch den Mondschein benutzen können."

„Machen Sie sich keine Sorge," entgegnete Franval, es hat lange nicht geregnet, die Straße ist steinig und fest und wird außerdem so viel benutzt, daß es schwer halten sollte, unsre Fährten zu erkennen. Ich reite so lange auf den Tag, wie die Gäule aushalten wollen, und dann verlasse ich den Weg auf hartem Grund, reite hier und da einmal in einem Bache fort und suche mir dann

irgendwo im Walde ein Versteck. Ich bin ein so guter Indianer, wie der beste Comanche. Sie sollen uns wohl nicht finden. Und im Nothfalle verlassen wir uns auf unsre Waffen. Es ist leichter, sich zu vertheidigen, als anzugreifen."

Mit einem herzlichen Händedruck schieden die Alten von ihrem Gaste, und die Sonne fand sie am folgenden Morgen noch in süßer Ruhe. Der heutige Tag verstrich ihnen sehr langsam, denn mit Sehnsucht warteten sie auf den Abend, der ihnen nähere Bestimmungen über die Befreiung der Freunde bringen sollte. Schon früh war der Bote nach R. an den Advokaten Lane abgesandt, dann war Power mit Franval in die Stadt gegangen, wo sie eine schwere Doppelflinte und ein Paar Pistolen kauften, um den Neger Yeddo für die Reise damit zu bewaffnen; und noch vielerlei Gegenstände waren von ihnen eingekauft worden, die während des langen Rittes benutzt werden sollten.

Den Nachmittag verbrachten sie nach Landesbrauch ruhend unter der schattigen Veranda vor dem Hause, wo der Pflanzer für sich und seinen Gast ein paar Büffelhäute als Lagerstätten ausgebreitet hatte, denn die letzten Tage des Monats Juni machten sich durch eine tropische Hitze bemerkbar. Endlich versank die Sonne, die kurze Dämmerung wich der tiefen Dunkelheit, die dem Aufgang des Mondes voranzugehen pflegt, und Power und Franval eilten nun voll Verlangen nach der ersehnten weiteren Mittheilung Rousers der Stadt zu.

Sie waren wohl eine halbe Stunde auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude um sich spähend auf- und abgegangen, als Franvals scharfer Blick weit hin durch die Dunkelheit die Riesengestalt Rousers erkannte.

„Dort kommt er endlich," sagte er und schritt mit

Power rasch dem Nahenden entgegen. „Nun, Rouser, wann sollen wir Euch die viertausend Dollar auszahlen?“ sagte Power, indem er demselben die Hand reichte.

„Lieber heute, als morgen,“ entgegnete dieser, beiden die Hand schüttelnd. „Ich werde mich aber noch einige Tage gedulden müssen. Am vierten Juli, dem Festtage aller Amerikaner, wollen wir die Maus aus der Falle lassen; eine bessere Gelegenheit kann uns nicht geboten werden. Ich werde dafür sorgen, daß ich mit meinen Kameraden ein spätes Festessen bekomme, und daß es dabei nicht am stärksten Trunk fehlt. Wenn sie dann im besten Zuge sind und die Dunkelheit einbricht, opfere ich mich für sie auf und übernehme die Wache allein. Sie werden gern darauf eingehen, um fortzutrinken, weil sie wissen, daß mir niemand die Gefangenen gegen meinen Willen entführt; und dann ist's Zeit. Gegen neun Uhr ist der Käfig leer, und ihre Freunde haben eine lange Nacht vor sich. Am nächsten Morgen wird es dann Pferdeknochen kosten, um sie wieder einzuholen.

„Der Plan ist gut, sechs Tage sind aber eine Ewigkeit für Lincoln,“ entgegnete Franval. „Habt Ihr denn meinen Brief besorgt?“

„Der ist richtig an meinem Ladestock in das Haus gewandert und von schöner Hand empfangen worden,“ erwiderte Rouser.

„Ihr müßt mir heute wieder ein paar Worte an Lincoln besorgen,“ sagte Franval.

„Sehr wohl,“ versetzte Rouser, „doch nun wegen der Hauptsache: wann und wo empfange ich das Geld?“

„Das zahle ich Euch aus, Rouser, doch erst dann, wenn ich annehmen kann, daß die Flüchtigen in Sicherheit sind. Wir wollen den zwölften Juli dazu bestimmen; sind sie bis dahin nicht zurückgebracht, so werdet Ihr vier-

tausend Dollar aus meiner Hand in meinem Hause empfangen. Mein Wort wird Euch ja wohl gut dafür sein?" entgegnete der Pflanzer.

„Vollkommen gut," sagte Rouser, „es ist aber eine verdammt lange Zeit; denn ich werde mich verschwinden lassen und mich heimlich in der Gegend aufhalten müssen. Meine Herren Kollegen möchten mir unangenehm werden, und der Herr Doktor Hunter wird nichts sparen, dieselben schnell beritten zu machen. Ich kann Ihnen sagen, es wird eine heiße Jagd geben." Hier schwieg Rouser einige Augenblicke, wie in Gedanken versunken, dann setzte er halblaut hinzu: „Wären wir den Doktor los, dann hätte die Bande ihren Kopf verloren."

„Wie wäre es, Rouser, wenn Ihr Lincoln selbst begleiten würdet und, nachdem Herr Franval Euch verabschiedet hätte, zu mir kämet, um das Geld zu empfangen. Er könnte Euch ja ein paar Worte schriftlich an mich mitgeben," sagte Power.

„Das wird wohl am besten sein. Sorgen Sie nur für Waffen für Herrn Lincoln."

„Ich habe dessen eigne Waffen im Hause und auch Flinte und Pistolen für den alten Yeddo, der ihn begleiten wird; derselbe ist ein guter Jäger."

„Dann soll's schon gehen, auch wenn sie uns einholten. Mit dem Doktor aber würde alle Gefahr sofort beseitigt sein," antwortete Rouser sinnend, als Franval ihm in die Rede fiel, ihm sagte, er wolle einige Worte an Lincoln schreiben, und wieder nach dem Lichte eines Fensters eilte, während Power und Rouser das Gespräch fortsetzten.

Franval theilte Lincoln mit, daß seine Befreiung auf den vierten Juli festgesetzt sei, und übergab Rouser

nach wenigen Minuten das Schreiben zur baldigen Beförderung.

Es wurde nun verabredet, daß Franval oder Power jeden Abend um diese Zeit sich hier auf dem Platze einfinden solle, um etwaige, nöthige Mittheilungen mit Rouser auszutauschen. Dieser erbat sich noch einige Dollar Taschengeld, welche ihm bewilligt wurden, und dann schieden sie bis auf Wiedersehen am folgenden Abend.

In Powers Hause war von jetzt an alles in größter Geschäftigkeit, um die Vorbereitungen für die Flucht Lincolns zu treffen, obgleich dieselben ja nur sehr wenig Anstrengungen erforderten. Das Verlangen aber, den Freunden persönlich hilfreich zu werden, hielt Power und seine Frau sowie Franval fortwährend in gleicher Thätigkeit: die Pferde wurden einer besondern Aufmerksamkeit unterworfen, sie wurden neu beschlagen, morgens und abends in dem Strome gebadet und in die offene Weide gebracht; das Sattelzeug wurde nachgesehen und ausgebessert, die Waffen wurden in stand gesetzt, geprüft und gereinigt und die Munition in Bereitschaft gebracht. Frau Power bereitete selbst einen Vorrath von hartgebackenen kleinen Brödchen, füllte gebrannten und gemahlenen Kaffee, Zucker, Pfeffer und Salz in trockene Blasen, suchte die größten unter ihren wollenen Decken hervor, fügte für Rosiana noch ein Kopfkissen bei und legte alle die vielen Kleinigkeiten, die sie ihr auf die Reise mitgeben wollte, zusammen. Alles wurde in zwei Ballen gepackt und dieselben wiederholt versuchsweise dem Handpferd aufgelegt. Einen ganzen Tag brachte Franval mit dem Advokaten Lane zu, um ihm die Papiere Lincolns zu übergeben, ihn in dessen Interesse zu

instruieren und ihm die nöthigen Vollmachten auszustellen, damit er das Eigenthum Lincolns verkaufen und den Erlös daraus zu seiner späteren Verfügung bereit halten könne.

Sechszehntes Kapitel.

Während der Zeit nun, daß Lincolns Freunde für diesen thätig waren, machte man in der Stadt großartige Vorbereitungen für die Feier des Tages der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, des vierten Juli, dem einzigen eigentlichen National-Festtage der Amerikaner. Es wurden auf freien Plätzen Tribünen errichtet, von denen die Redner zum Volke sprechen wollten, allenthalben wurden Masten aufgerichtet, um an ihnen ungeheure Flaggen zu entfalten, und an vielen Orten erbaute man lange, auf Ständern ruhende Sonnendächer, um die Festessen unter ihnen zu halten. Zwei Kanonen wurden geputzt und zum Gebrauch hergerichtet, und jedermann versorgte sich mit Pulvervorrath, um den anbrechenden Festtag mit Freudenschüssen zu begrüßen.

Aber wohl niemand in der Stadt und im Lande sah mit solchem Verlangen, solcher Sehnsucht dem Erscheinen dieses Tages entgegen, wie Lincoln und Rosiana, und in keinem Herzen wurde der Kanonen- und Gewehrdonner so jubelnd und freudig bewillkommnet, wie in den Herzen dieser beiden Schwergeprüften, da endlich der Morgen des vierten Julis graute.

Bald war die ganze Einwohnerschaft der Stadt in Bewegung, laute Hurras schallten von allen Seiten durch die Straßen, die Häuser wurden mit Laub und Blumen-

gewinden geschmückt, und die amerikanischen Farben wehten auf unzähligen Flaggen dem nahenden Festtage entgegen.

Die Trink- und Wirthshäuser füllten sich schnell, Washington und die Freiheit Amerikas waren die Toaste, die allenthalben ausgebracht wurden, und alt und jung, reich und arm stimmte in den allgemeinen Jubel ein.

Vor einem Trinkhause, dem Gerichtsgebäude gegenüber, hatte sich die Schar Rousers versammelt, und er selbst feuerte sie zur Heiterkeit an, indem er schwur, sie sämtlich heute frei zu halten. Er trank ihnen allen zu und lud sie ein, beim Festessen seine Gäste zu sein.

Von allen Seiten zogen die Bewohner der Umgegend in die Stadt, um den Feierlichkeiten des Tages beizuwohnen. Gegen elf Uhr scharte sich das Volk auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude, ein Advokat hielt aus einem Fenster desselben eine Rede zu Ehren des Tages, und dann reihten sich die Männer in einen Festzug, der sich unter klingendem Spiel und Kanonendonner und überweht von Hunderten von Flaggen feierlich in Bewegung setzte. Man zog hinaus vor die Stadt, wo die Tribünen erbaut waren, um dort die Festreden zu hören. Trotz der glühenden Strahlen der Mittagssonne und nur hier und dort durch einzeln stehende Bäume gegen dieselben geschützt verharrte die begeisterte Volksmenge bei ihren Rednern und feuerte dieselben durch stürmischen Beifall und donnernde Hurras immer wieder von neuem an, den Segen der Freiheit zu verkünden.

Erst nach drei Uhr zog die Volksmasse wieder nach der Stadt zurück, um nun an den vielen reichbesetzten Tafeln, die theils in den Gasthäusern, theils im Freien unter den errichteten Sonnendächern ihrer harrten, sich zu versammeln und in brüderlicher Gleichheit und Einigkeit

die Festgelage zu begehen. Lauter Jubel und Gläserklang folgte den unzähligen Toasten, die mit Begeisterung ausgebracht wurden, und die Nationalmelodien mischten sich mit dem Donner der Geschütze. Unbegrenzte Heiterkeit und Frohsinn herrschten in allen Theilen der Stadt, und nirgends wurde die Freude durch ein böses Wort gestört.

Power nahm den Ehrenplatz an einer der unabsehbaren Tafeln im Freien ein und wurde im Ausbringen von Toasten durch Franval häufig unterstützt; der Doktor Hunter, sein Gefährte Griffin und Advokat Frazier aber waren während des ganzen Tages unter den Fröhlichen nicht zu erblicken.

Der Tag neigte sich, die Sonne versank, und Tausende von Lichtern verdrängten die eingetretene Dunkelheit, während der Jubel sich allenthalben mehrte und die reichlich genossenen geistigen Getränke ihre Wirkung auf die Gemüther der fröhlichen Begeher des Festes geltend machten.

Besonders auffallend zeigte sich diese Wirkung an einem Tisch, der in dem Hofe eines Wirthshauses zweiten Ranges stand, um welchen Rouser mit seinen Gefährten und noch einige zwanzig ihrer Freunde versammelt waren. Der Madeira und Portwein, der beim Beginn des Essens hier kredenzt wurde, war schon lange durch stärkere Getränke verdrängt worden, und der real stuff (der echte Stoff), wie der Amerikaner sagt, der Branntwein, hatte sie ersetzt. Der Geist dieses Trankes war deutlich bei den um den Tisch versammelten Männern zu erkennen. Sie hatten ihre Röcke ausgezogen und saßen in den verschiedensten, ungezwungensten Stellungen auf ihren Stühlen. Zerbrochene Teller, Gläser und Flaschen lagen auf dem Tisch und im Hofe umher, und von Zeit zu Zeit machte der Faustschlag eines dieser Festesser die noch gefüllten

Gläser und Lichter auf dem Tische tanzen. Die glühenden Gesichter, die stieren, gläsernen Blicke und die schwerfällige Sprache dieser Fröhlichen bezeugten, daß sie den Höhenpunkt ihrer Begeisterung schon lange überschritten hatten, und die wilden Flüche, die sie ausstießen, bekundeten nur noch ein Aufflackern ihrer geistigen Fähigkeiten.

Nur an Rouser war nichts von Trunkenheit zu bemerken, im Gegentheil, seine Nerven schienen ganz ungewöhnlich gespannt zu sein. Auch er sang, tobte und fluchte und schlug auf den Tisch, daß die Gläser wankten, aber seine Augen glänzten und blitzten voll Entschlossenheit, und seine Blicke wanderten von einem seiner Gefährten zum andern, als prüfe er, wie nahe sie sich einer gänzlichen Bewußtlosigkeit befänden. Mit dem Wirth schien er im vollen Einverständniß zu sein, denn er gab demselben oft mit den Augen Zeichen, die leeren Gläser zu füllen und die Gäste durch einen lustigen Toast zum Trinken aufzufordern.

Plötzlich sah Rouser nach der Uhr, schlich sich von dem Tisch hinweg, gab dem Wirth noch einen Wink, den Stuhl dort statt seiner einzunehmen und eilte durch das Haus in die Straße hinaus.

Bald darauf schlug es neun Uhr; der laute Lärm, der während des ganzen Tages die Stadt durchtönt hatte, war verstummt, und nur in der Nähe der Festgelage und der Trinkhäuser vernahm man noch das Gejohle der Nachfeiernden. In der Umgebung des Gefängnisses aber herrschte Totenstille, es brannte kein Wachtfeuer in dessen Nähe, und der Lichtschein, der bisher noch spät in der Nacht zwischen dem Gebälk hervordrang, war erloschen. Nur die langsame Bewegung einer dunklen Riesengestalt, die in gemessenem Schritt neben dem Gefängniß auf- und

niederging, gab diesem öden, verlassenen Orte einen Schein von Leben. Diese Gestalt war Rouser, der neben dem Blockhaus hin- und herschritt und von Zeit zu Zeit stehen blieb, als lausche er den fernen, immer mehr verhallenden Tönen des Festes, als spähe er durch die Dunkelheit nach einer Bewegung.

Während er aber dort auf- und abschritt, waren zwei Augen auf seine mächtige Gestalt gerichtet, die von dem äußersten östlichen Ende des wüsten Platzes her nach ihm schauten. Dort stand der Doktor Hunter und blickte den Hügel hinauf, auf dessen Höhe er das Gefängniß und daneben den Wächter sich scharf gegen den nächtlichen Himmel abheben sah. Plötzlich stand Rouser still, er horchte, er beugte sich tief an die Erde, um über die Fläche des Platzes gegen den Himmel sehen zu können, dann richtete er sich rasch auf, trat nahe an das Gefängniß und rief mit leiser Stimme durch eine Oeffnung hinein:

„Machen Sie sich fertig, Herr Lincoln, sie kommen."

Wenige Augenblicke später nahten sich von der Westseite des Platzes her drei Männer mit eiligen Schritten dem Blockhaus, und Power, Franval und der Neger Yeddo wurden von Rouser bewillkommnet.

„Nun rasch — gieb mir die Axt, Yeddo, hier darf nicht viel gehämmert werden," sagte Rouser, indem er dem Neger die schwere Axt aus der Hand riß, sie sausend durch die Luft schwang und mit solcher Gewalt auf das Schloß der Gefängnißthür schmetterte, daß diese in ihren Fugen krachte; ein zweiter und ein dritter Hieb, die Thür flog weit in ihren Angeln auf, und Lincoln und Rosiana mit ihren Kindern auf den Armen stürzten heraus.

In demselben Augenblicke ertönte der Ruf „Hilfe, Räuber!" in nicht großer Entfernung, und Doktor Hunter kam über den Platz herangestürzt.

die Stadt B. durch eine überraschende Kunde in allgemeine Aufregung und Bewegung gesetzt, durch die Nachricht nämlich, daß Lincoln mit den Seinigen in vergangener Nacht aus dem Gefängniß entflohen sei, und daß man in demselben den Doktor Hunter an einem Strick aufgehangen gefunden habe. Alles strömte hinauf nach dem Blockhause, um sich selbst von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen und zugleich den Leichnam des allgemein verhaßten Doktors zu sehen.

Die Theilnahme und Freude über die Befreiung der Gefangenen sprach sich laut allenthalben aus, und ihr gerichteter Verfolger wurde noch im Tode verhöhnt und beschimpft. Zugleich wurde aber auch die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der verschwundene Rouser diese That vollbracht habe, und mancher lächelnde, bedeutsame Blick wurde Power von seinen Freunden zugesandt, der deutlich verrieth, daß man in ihm den Befreier der Unglücklichen preise und ehre.

Das Gericht nahm sich allerdings, wie es seine Pflicht war, der Sache an, doch sehr saumselig, und erst am zweiten Tage darauf wurden einige Männer auf Kundschaft ausgesandt, um die Spur der Flüchtigen sowohl als die Rousers zu entdecken. Power hatte im Auftrage Lincolns eine Zusammenkunft mit dem Advokaten Frazier und mit Griffin und machte denselben ein hohes Gebot, um Morna, die Mutter Rosianas, von ihnen zu kaufen, unter dem Vorwande jedoch, daß er sie für sich selbst als Hausdienerin zu haben wünsche. Sein Gebot wurde aber nicht berücksichtigt, und Griffin reiste mit Morna nach Richmond zurück, um die Negerin der Witwe Hunter wieder zuzustellen. Die beiden Negermädchen, die Sklavinnen Lincolns, hatte dieser bei Power zurückgelassen, und es war der Advokat Lane durch Franval beauftragt, ihnen Freiheitsbriefe auszustellen.

Siebenzehntes Kapitel.

Aengstlich hatten die Fliehenden ihre Pferde während der ganzen Nacht zu möglichster Eile angetrieben, welche durch die Dunkelheit der ersten Stunden allerdings sehr gemäßigt wurde; als aber der Mond aufgestiegen und die Straße in dessen hellem Lichte deutlich zu erkennen gewesen war, hatten sie die Thiere in einen flüchtigen Trab gesetzt und sie beinahe fortwährend darin gehalten, bis das Morgenroth den Himmelsrand im Osten färbte. Sie hatten einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, auch selbst wenn man ihnen früh am Morgen nacheilen sollte, und ließen die Pferde jetzt im Schritt die Reise fortsetzen; denn dieselben waren im hohen Grade erschöpft. Es wurde ihnen nur Zeit gegeben, in den Bächen, die sie überschritten, ihren Durst zu löschen, dann aber mußten sie wieder vorwärts schreiten, wozu man sich bald genöthigt sah, sie durch Sporn und Peitsche anzutreiben.

Die Sonne wurde immer drückender, und mit Verlangen schauten die Reisenden nach jedem vor ihnen sichtbar werdenden Gehölz in der Hoffnung, dort im Schatten der Bäume frischere Luft zu athmen. Der größere Theil des Weges aber war den Sonnenstrahlen ausgesetzt, und es würde Rosiana und den Kindern wohl kaum möglich

gewesen sein, deren Gluth zu ertragen, hätte nicht die liebevolle Sorgfalt der Frau Power auch hieran gedacht und Lincoln sowie dessen Gattin und Franval mit großen baumwollenen Regenschirmen versorgt.

Erst gegen Mittag erreichten sie einen größeren, zusammenhängenden Waldstrich und hielten in dessen schattigem Dunkel ihre ermüdeten Pferde an einem kristallklaren Bache an, um ihnen Zeit zum Verschnaufen zu geben. Regungslos standen die Thiere in der kühlen Fluth und ließen ihre staubbedeckten Nüstern von deren Wellen umspülen, während der Schweiß von ihrem Körper rieselte. Bald aber gab Franval wieder das Zeichen zum Aufbruch und lenkte nun, von seinen Gefährten gefolgt, seinen Hengst in dem Bache hinauf, sodaß die Huftritte der Thiere durch das Wasser jedem Auge entzogen wurden.

Es war nicht ohne Schwierigkeit, dieser Wasserstraße zu folgen, denn bald erschwerte großes, von den Wellen überschwemmtes Gestein das Vorwärtsschreiten der Pferde, bald waren es riesige, von den himmelhohen Bäumen herabhängende Ranken, die den Reitern den Weg versperrten, bald hingen die Gesträuche und ungeheueren Wasserpflanzen von dem eingeengten Ufer über die klare Fluth und hemmten den Durchgang. Rouser aber und Franval ritten voran und bahnten mit ihren scharfen, schweren Jagdmessern den Weg.

Wohl eine halbe Stunde lang waren sie, ohne die Ufer zu berühren, dem Bache seitwärts von der Straße in den Wald hinein gefolgt, als sie einen Platz erreichten, wo der Strand mit schwerem Kies bedeckt war. Jetzt führte Franval seine Gefährten aus dem Wasser und über das Steingeröll in eine dunkle Cederndickung und wieder aus derselben hervor auf eine Blöße im Holz, die mit üppigem, hohen Grase bedeckt war. Hier endlich wurde

den ermatteten Thieren ihre Bürde abgenommen, und sie wurden, an langen Stricken befestigt, in das Gras gebunden, um sich zu neuen Anstrengungen für den Abend zu stärken.

Auch die Reisenden gaben sich nun im schwellenden Grase der Ruhe hin, für Rosiana und die Kinder breitete man wollene Decken aus, und bald flackerte ein kleines Feuer lustig auf, bei welchem Kaffee bereitet und geräucherter magerer Speck gebraten wurde. Sie waren so weit von der Straße entfernt, daß sie keinen Ton der auf derselben hin- und herziehenden Reisenden hören konnten, und wurden dadurch von der Gefahr befreit, daß das etwaige Wiehern eines der Pferde die Aufmerksamkeit von der Straße her auf sie ziehen könne. Nach eingenommenem einfachen Mahl versanken sie sämtlich in einen erquickenden Schlaf, der namentlich Lincoln und Rosiana wohlthuend umfing; es war ja der erste Schlummer seit ihrer Befreiung, und statt des vermoderten Gebälkes und verwitterten Schindeldaches des Gefängnisses umgab sie das frische, saftige Grün des Waldes, überwölbte sie der heitere, blaue Himmel.

Nur Rouser hatte sich fortbegeben und zwar nach der Straße zurück, wo er sich in deren Nähe, in dichten Büschen verborgen, lagerte und aufmerksam beobachtete, wer auf der Straße vorüberzog.

Die Sonne war im Versinken, und das feurige Roth des Abendhimmels glühte und blitzte durch den dichten Wald, als Rouser zurück zu dem Lager kam und die Ruhenden aus ihrem sanften Schlafe weckte. Schnell ward aufgebrochen, die Pferde waren bald gesattelt und bestiegen, sie wurden zu der Straße zurückgelenkt, und nun ging's wieder im Trabe auf derselben hin, bis die Dunkelheit der Eile abermals Fesseln anlegte. Wieder

wurde die ganze Nacht hindurch geritten, sowie auch noch ein Theil des folgenden Morgens, um die zurückgelegte Entfernung möglichst noch zu vergrößern, und wieder ruhten sich die Reisenden und ihre Thiere bis zum einbrechenden Abend in einem kühlen, schattigen Versteck des Waldes.

So zogen sie dahin, während sieben Nächten, und mit jeder Tagesrast minderte sich die Sorge, durch Verfolger überrascht zu werden. Die Straße wurde mit jedem Tage einsamer, die Niederlassungen an derselben seltener, und zuletzt ritten die Reisenden oft stundenlang, ohne ein anderes Zeichen der Kultur zu erblicken, als den roh angelegten Weg, der nur eine Verbindung zwischen den einzeln liegenden Ansiedelungen zu sein schien.

Franval erschien nun mit dem Land und mit dessen wenigen Bewohnern immer bekannter; wenn er mit seinen Gefährten bei einem der einsamen Blockhäuser anhielt, um einen frischen Trunk zu erbitten, bewillkommnete man ihn mit herzlicher Freundlichkeit, nannte ihn bei Namen und fragte ihn dringend, ob man mit diesem oder jenem dienen könne.

Am sinkenden Abend des siebenten Tages erreichten die Reisenden eine ziemlich bedeutende Ansiedelung, von deren Bewohnern Franval mit großer Freude und Herzlichkeit begrüßt wurde, und hier beschloß er, mit seinen Gefährten die Nacht in Ruhe hinzubringen, da er nun keine Verfolgung von der Stadt B. her mehr befürchtete. Auch erklärte er Rouser, daß dessen Geleit nun nicht mehr nöthig sei und er am folgenden Morgen seinen Rückweg wieder antreten könne. Diese Ansiedelung lag nur noch drei leichte Tagereisen von Franvals Niederlassung entfernt und wurde zu der äußersten Grenze an dem Indianergebiet gezählt, obgleich noch etwa zehn

Meilen weiter ein verwegener Pionier wohnte, der aber nur von der Jagd lebte und kein Land außer einem kleinen Gemüsegarten bebaute.

Die Bewohner der Ansiedelung waren mit Franval schon seit Jahren sehr befreundet und boten alles auf, um ihn und seine Gefährten mit der größten Gastfreundschaft zu bewirthen. Die Nacht verstrich in sorgloser Ruhe, und ehe Franval am andern Morgen zum Weiterreisen aufforderte, schrieb er an den treuen, alten Power und benachrichtigte ihn von ihrer glücklichen Ankunft an der äußersten Grenze. Er bevollmächtigte ihn, dem Ueberbringer des Briefes, Rouser, die von Lincolns Barschaft zurückgelassenen viertausend Dollars auszuzahlen und dankte ihm nochmals für alle erwiesene Freundschaft. Auch Lincoln und Rosiana fügten dem Briefe noch Worte ewiger Dankbarkeit und Liebe bei, und dann wurde das Schreiben geschlossen und Rouser gegeben, der nun seine Rückreise antrat.

Auch Franval und seine Begleiter waren bald darauf wieder zu Roß, nahmen herzlichen Abschied von ihren freundlichen Wirthen und zogen nun, wie die Schiffer in das offene Meer, in die weite, vor ihnen liegende Wildniß.

Wenn Franval nun auch schon seit Jahren mit ihren Gefahren vertraut war und sie für seine Person wenig mehr achtete, so stiegen jetzt doch im Hinblick auf seine Freunde, namentlich auf Rosiana und ihre Kinder, ernstliche Besorgnisse in seiner Seele auf. Nur erst mit wenigen Stämmen der Indianer, die diese Länder bewohnten und durchzogen, war er Frieden und Freundschaft eingegangen, mit den übrigen, bei weitem zahlreicheren stand er noch immer auf feindlichem Fuß und wußte, daß sie ihn verfolgen und angreifen würden, wenn sie der

Zufall auf die Spur der mit Hufeisen beschlagenen Pferde führen sollte. Er untersuchte darum nochmals die Waffen Yeddos, ließ denselben in einiger Entfernung hinter Lincoln und Rosiana zurückbleiben und ritt selbst diesen etwas voraus, um eine nahende Gefahr zeitig gewahren zu können. Der Fahrweg hatte aufgehört, und ein nur von Pferden betretener unscheinbarer Pfad wand sich vor den Reisenden bald durch hohe Baumgruppen, bald durch sonnversengte Grasflächen, bald über steinige Höhen, bald in sumpfigen Niederungen hin. Im raschen Trabe ging es vorwärts, bis nach einigen Stunden Franval sein Pferd anhielt, seine Freunde erwartete und ihnen dann in nicht großer Ferne das Dach eines Blockhauses zeigte, welches über einer Pallisadeneinzäunung hervorsah und von uralten Eichen überschattet wurde. Es war dies das Haus jenes Pioniers, der hier von der Jagd lebte, und der nun schon seit einigen Jahren der List und der Gewalt der Indianer Trotz geboten hatte.

Bald war die Niederlassung erreicht, Franval ritt an die Pallisaden vor, um sich nach dem Jäger zu erkundigen, erhielt aber von dessen Frau die Mittheilung, daß ihr Mann auf die Jagd geritten sei. Von hier aus war nun jedes Zeichen von Kultur verschwunden, selbst die wenigen Huftritte von Pferden, die man auf dem jetzt eingeschlagenen Büffelpfade gewahrte, entbehrten des Abdruckes eines Hufeisens. Entschlossen aber, die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise durch die Wildniß zu überwinden, zogen die Wanderer guten Muthes vorwärts, und Rosiana bot alles auf, um durch Heiterkeit und Nichtachtung der Beschwerden den Ernst und die Besorgnisse von den Mienen der Männer zu verscheuchen.

Die Gegend nahm bald einen andern Charakter an: unabsehbare, frischgrüne Grasflächen breiteten sich vor den

Blicken der Reisenden aus, in denen hier und dort, wie Inseln in einem Meere, hohe Baumgruppen aufstiegen; die einzelnen von Waldstrichen umsäumten Flüsse wurden reißender und klarer, und am dritten Tage stiegen in Nordwesten mächtige Gebirgszüge am duftig blauen Horizont auf.

Mit Jubel wurde jetzt schon die Heimath Franvals begrüßt, die am Fuße jener Gebirge lag, und noch an demselben Abend zogen die müden Wanderer in Franvals Niederlassung ein. Die aus Holz gezimmerten Häuser, welche auf einem vierzig Fuß hohen, schroffen Abhang über einem wildschäumenden Flusse standen, waren in einem weiten Viereck auf den drei Landseiten mit einer vierzehn Fuß hohen, aus aufrechtstehenden Baumstämmen errichteten Wand umgeben, durch welche ein Thor in das Innere führte. Zwei mit Schießscharten versehene Vorbaue standen an den beiden vordern Ecken, und außerhalb dieser hölzernen Festung zog sich in weitem Umkreise eine zweite hohe Einzäunung um dieselbe und lehnte sich mit ihren beiden Enden gleichfalls an das hohe Ufer des Flusses.

Es war schon finster, als Franval mit seinen Freunden sich seinem Wohnort näherte, man hatte ihn aber bald vom Fort aus erkannt, denn es erschienen drei Männer vor dessen Thor, die ihm mit Tüchern Willkommen zuwinkten, und ein riesiger Hund kam ihm heulend und bellend entgegengejagt und sprang im Uebermaß seiner Freude an ihm in die Höhe.

Die drei Männer am Thor, die drei Gefährten, welche Franval hierher in die Wildniß begleitet und nun schon seit Jahren abgeschieden von aller Welt mit ihm hier gelebt hatten, begrüßten ihn und seine Begleiter aufs freundlichste, denn diese waren die ersten Gäste dieser Art, die jemals in die Niederlassung eingezogen waren.

Franval führte seine Freunde in das gemeinschaftliche Haus, welches einen geräumigen Saal und daneben die Küche enthielt, in welchem ersteren die Kolonisten ihre Mahlzeit zu halten und die Abende zusammen zuzubringen pflegten. Rosiana freute sich sehr, als sie die höchst einfache, aber nette Einrichtung des Speisezimmers gewahrte, welches einer der Kolonisten, ein Schreiner, mit den zweckentsprechenden Möbeln versehen hatte, aber namentlich wurde sie durch den Anblick der Küche überrascht, in der ein großer, eiserner Sparherd stand, ein Gegenstand, der selbst in kleinen Städten des Westens zu den Seltenheiten gehört.

Sie musterte das Kochgeschirr, die Milchschüsseln und das Butterfaß und konnte es gar nicht verstehn, daß vier Männer jahrelang so allein hier hatten leben und ohne weibliche Hülfe alles so nett in Ordnung halten können.

Nun führte Franval aber seine Freunde in sein Privathaus, und dort erreichte die Verwunderung Rosianas erst ihren Höhepunkt. Das Haus enthielt nur ein großes Zimmer. Die Wände und die Decke desselben waren mit dunkelbraunen, gelockten Büffelhäuten wie mit einer Tapete überzogen, unter der Decke hing eine schöne Ampel, die ihr mildes Licht durch das Zimmer verbreitete, ein Bett mit hohen Eckſäulen, von denen ein feines Moskitonetz bis auf den Fußboden herabhing, stand in der einen Ecke des Zimmers, über dasselbe war eine prächtige Tigerhaut ausgebreitet, und vor ihm lag die Haut eines schwarzen Panthers. Statt des Teppichs war der Fußboden sauber mit Hirschhäuten benagelt, und über dem Sofa war eine riesige schwarze Bärenhaut ausgebreitet. Alle Möbeln im Zimmer waren gleichfalls Fabrikat des Schreiners und glänzend poliert; auf dem Tisch und auf

der Kommode stand schönes Kaffee- und Theegeschirr, sowie ein paar große Vasen, um Blumen aufzunehmen. Ein Bücherschrank und ein Gewehrschrank vollendeten die Ausstattung des Zimmers, und die Guitarre, die auf dem Sofa lag, verdrängte den letzten Gedanken an die Wildniß, in der man sich befand.

Rosiana war außer sich vor Freude und Ueberraschung, sie richtete ihre großen, glänzenden Augen bald hier bald dort hin und fiel zuletzt ihrem Gatten mit den Worten an die Brust:

„Sieh, Edward, wo in der weiten Welt könnten wir wohl glücklicher sein, als hier in der Wildniß, fern von dem Wühlen und Treiben der Menschen? Laß auch uns hier unsre Hütte aufschlagen!"

Franval sah sie schweigend an, doch in seinem Blick konnte man lesen, daß er nicht mit Rosianas so rasch gefaßtem Entschluß übereinstimme, Lincoln aber schlang seinen Arm um die glückliche Frau und sagte lächelnd:

„Wir wollen es erst einmal versuchen, wie es dir auf die Dauer hier gefällt; unser Freund hat uns ja eine Heimath hier zugesagt."

Franval erklärte seinen Freunden nun, daß er dieses Zimmer zu ihrer Wohnung bestimmt habe und für sich selbst eine solche in einem ohnedem leer stehenden Blockhause einrichten wolle. Lincoln und Rosiana protestierten zwar eifrig hiergegen, es blieb aber bei der Anordnung, und sie mußten dies Haus beziehen.

Einige Wochen verstrichen in freudiger Abwechselung, welche die Neuheit der Verhältnisse für Lincoln und Rosiana schuf; die Reize, die Pracht der Landschaft, so weit das Auge reichte, von dem flachen Horizont der endlosen Prairie im Osten bis zu den eisgekrönten, im Purpurduft ver-

schwimmenden Gebirgen im fernen Westen, verfehlten nicht, ihren begeisternden Eindruck auf das für alles Schöne und Erhabene empfängliche Gemüth der Mulattin zu machen; dazu der gewaltige Urwald an der andern Seite des Flusses mit seinen Riesenbäumen und dem schwebenden Rankengeflecht, das sich wie bunter Blumenflor von Gipfel zu Gipfel schwang; der Fluß selbst und dessen Brausen und Zischen, mit dem er über mächtige Felsblöcke hinstürzte, das wogende, saftige Mosquitogras der wellenförmige Prairien, aus dem Jahr aus Jahr ein bunte Blumen emporsprossen, die Scharen von Hirschen und Antilopen und zahllose Herden von Büffeln, die fortwährend auf diesen Flächen weideten, die melodischen Klänge der Metallglocken, welche die Viehherden Franvals morgens beim Abziehen und abends beim Heimkehren ertönen ließen, alles war für Rosiana neu und entzückend, und ihre Bitten wiederholten sich täglich dringender, ihr Gatte möge sich hier, so wie Franval es gethan habe, eine bleibende Heimath gründen. Lincoln wich einer Antwort darauf immer aus, ohne Rosiana den Grund anzugeben, weshalb er nicht darauf eingehen könne, sie war so glücklich, so innig zufrieden, und er wollte ihr dieses Glück nicht stören, er wollte ihr nicht sagen, daß dies Land im Laufe nicht vieler Jahre gleichfalls bevölkert werden, daß es dann einen Staat bilden, und daß dieser Staat ein Sklavenstaat sein würde, in dem die dunkle Hautfarbe eines Menschen ihn aller Menschenrechte verlustig machte.

Eines Abends saßen die beiden Freunde mit Rosiana nach dem Abendessen noch spät vor dem Fort und erquickten sich an dem kühlen Winde, der durch die blüthenreiche Prairie zog und die Gluth verscheuchte, womit die Luft sich während des heißen Tages gefüllt hatte. Die Nacht war still, die Sterne funkelten und blitzten am

heitern Himmel, und über der weiten, dunkeln Grasflur schwebten wie zuckende Feuerströme die Wolken leuchtender Insekten, als plötzlich vor der äußern Einzäunung mehrere Hunde Franvals grimmig anschlugen und gleich darauf ein durch Mark und Bein dringender Hilferuf erschallte. Es war offenbar der Angriff der Hunde, der dies Nothgeschrei veranlaßte, und Franval und Lincoln rannten, so schnell sie ihre Füße zu tragen vermochten, nach dem Kampfplatze hin. Unmittelbar vor der äußern Einzäunung gelangten sie zu den drei Hunden, die einen Menschen unter sich liegen hatten und ihn wie rasend hin und her zerrten. Franval und Lincoln rissen die wüthenden Thiere von dem fremden Manne hinweg und erkannten in ihm zu ihrem größten Erstaunen einen Neger, der kaum noch soviel Kraft hatte, sie um Erbarmen anzuflehen. Er wurde schnell in das Fort geleitet, dort in den Speisesaal geführt und niedergesetzt, es wurde ihm eine Erfrischung gereicht und die ihm durch die Hunde beigebrachten Wunden untersucht und verbunden.

Nach und nach erholte sich der Mann und gestand nun, daß er einem Ansiedler an der Grenze entlaufen sei, weil man ihn nach und nach habe zu Tode peitschen wollen. Zwei Tage hinter einander, sagte er, habe er die Schläge ausgehalten, in der darauffolgenden Nacht aber sei er entsprungen. Darauf deutete er auf seinen Rücken, und als Franval denselben entblößte, zeigte sich dort zum Entsetzen der Umstehenden nur rohes Fleisch. Franval wandte sogleich Mittel an, um die Schmerzen des Unglücklichen zu lindern, und ließ ihm dann ein Lager bereiten.

Lincoln und Rosiana hatten tieferschüttert, aber schweigend zugesehen, und als sie mit Franval in den Hof hinausschritten, fragte Rosiana diesen, wo denn der Herr des Negers wohne.

„Er ist einer meiner nächsten Nachbarn," antwortete Franval und setzte noch hinzu: „Dies Territorium gehört zu den Sklavenstaaten."

Rosiana schwieg, sie bat aber ihren Gatten nicht wieder, sich hier eine bleibende Stätte zu gründen. Der Neger wurde bald wieder hergestellt. Er war mehrere Wochen in der Wildniß umhergeirrt, hatte von Wild und von Früchten gelebt und abends spät den Lichtschein in dem offenen Thor des Forts erkannt, der ihn hierher geleitet hatte. Seine Büchse war ihm während des Kampfes mit den Hunden entfallen. Glick war sein Name, er war ein gutmüthiger, ehrlicher Bursche und ein tüchtiger Jäger. Franval fühlte sich gesetzlich nicht verbunden, dem Herrn des entlaufenen Sklaven denselben zurückzubringen, ebensowenig konnte er angehalten sein, den Neger von sich zu weisen, indem derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach den Indianern in die Hände fallen mußte, und so blieb Glick denn im Fort und that willig das Seinige, um durch Dienste daselbst seinen Unterhalt zu verdienen.

Obgleich Lincoln sich an den Geschäften der Kolonisten betheiligte und Rosiana sich des Hauswesens zu ihrer Unterhaltung annahm, so wurden sie beide doch bald inne, daß dies Leben ihnen auf die Dauer nicht zusagen würde, namentlich im Hinblick auf ihre Kinder, deren Ausbildung hier nur auf den Unterricht beschränkt war, den ihnen die Eltern gewähren konnten. Lincoln sah auch ein, daß alle seine frühern Anstrengungen und Studien, all sein gesammeltes Wissen hier ohne Nutzen für ihn und die Seinigen war, und er sehnte sich bald wieder nach einer Thätigkeit, die seinen Fähigkeiten entsprach. Er beschloß, nach einem der nördlichsten Staaten überzusiedeln, wo die Sklaverei aufgehoben war, und wählte endlich Boston zu seiner künftigen Heimath. Franval, so leid es ihm auch

that, die Gesellschaft seiner lieben Freunde schon so bald wieder entbehren zu müssen, konnte doch nicht anders, als in diesen gefaßten Beschluß Lincolns einzustimmen, und es wurden die Vorbereitungen zu dessen Abreise getroffen.

Die heißeste Jahreszeit war vorüber, und der Herbst mit seinen erfrischenden, kühlen Nächten war eingetreten, als Lincoln mit den Seinigen dem Fort und den drei Kolonisten Lebewohl sagte und, von Franval, Yeddo und Elick begleitet, seine Reise durch die Wildniß nach den nächsten Niederlassungen im Osten antrat, um von dort bald die bequemere Beförderungsweise der Civilisation auf seinem Wege nach Boston zu benutzen.

Ein Jahr später fand Franval nach einem mehrtägigen Jagdausflug bei seiner Rückkehr in das Fort unter andern angekommenen Papieren und Zeitungen eine solche aus Boston, in der er folgenden Artikel las:

„Der aus Louisiana entsprungene und hierher geflüchtete Mulattensklave Anthony, dessen Auslieferung von jenem Staate verlangt wurde und an dessen Prozeß man in allen Theilen der Union soviel Interesse genommen hat, ist von dem Obergerichtstribunal dahier freigesprochen worden. Wir verdanken diese Genugthuung den Bemühungen des hier allgemein geachteten, hochbegabten Advokaten Edward Lincoln, der sich mit seiner liebenswürdigen Familie seit einem Jahre unter uns niedergelassen hat."

Verlag und Druck des Christlichen Zeitschriftenvereins in Berlin SW.